Walther Lund.

Aus dem

Leben eines Schriftstellers.

Von

Philipp Galen,
Verfasser von „der Irre von St. James," „Fritz Stilling" ꝛc.

Zweiter Theil.

Leipzig,
Verlag von Chr. E. Kollmann.
1855.

Walther Lund.

Zweiter Theil.

I.

Ein Mentor und ein Telemach.

Acht Tage nach den zuletzt erzählten Begebenheiten war ich vollständig zu meiner neuen Lebensstellung gerüstet. Durch Vermittelung meines hochverehrten Lehrers und Gönners wurde mir Geld zur Beschaffung nothwendiger Reisebedürfnisse und zur Bestreitung der Reise selbst ausgezahlt und außerdem das Bankhaus Sina in Wien bezeichnet, wohin ich mich zunächst zu wenden hätte. Da sich nämlich mein Zögling, Gebieter oder Gefährte, was er mir auch zu werden bestimmt war, bereits auf der Reise befand und man den augenblicklichen Ort seines Aufenthalts nicht genau zu wissen schien, er aber nothwendig längere Zeit in Wien verweilen sollte, so war jenes Bankhaus zuversichtlich in der besten Lage, mir Aufschluß über ihn zu geben, da vorauszusehen war, daß der

ältere Reisegefährte des jungen Herrn bei seiner Ankunft in Wien sich mit demselben schleunigst in Verbindung setzen würde.

So füllte ich denn meinen neuen Koffer mit feinen Kleidern, Wäsche und einigen mir unentbehrlich gewordenen Büchern; auch von meinen schriftlichen Arbeiten und Entwürfen nahm ich Verschiedenes mit, obgleich mir plötzlich die Lust an dieser sonst so geliebten Beschäftigung vergangen war. In Glindow hatte man genaue Kunde von dem Tage meiner Abreise und Allem, was sich auf die Reise selbst bezog, dafür hatte ich in zwei langen und mit unendlichen Danksagungen und Liebesbetheuerungen gefüllten Briefen gesorgt. Es war in der Mitte des Juni, als ich meine lange Reise nach Wien über Dresden antrat. Nach mehrtägigem Aufenthalte in der berühmten Elbstadt und Prag langte ich endlich gegen Abend eines Sonntags in Wien an und begab mich sogleich in das stets offene Comptoir des Hauses Sina. Als ich dem anwesenden Geschäftsführer meinen Namen und meine Bestimmung nannte, erwies er sich sehr höflich gegen mich, bezeichnete mir einen vornehmen Gasthof, in welchem der junge Graf mit seinem Begleiter bereits seit einigen Tagen wohne und ließ meinen Koffer sogleich an Ort und Stelle schaffen.

Die beiden Herren waren im Gasthof augenblicklich nicht anwesend und ich befand mich in dem mir zugewiesenen Zimmer mitten in der großen, rührigen Stadt allein. Ruhelos und unstät, wie ich seit meinem Abschied von der Heimat war, lief ich mit unterschlagenen Armen in meinem Gemache auf und ab. Es war Zeit, daß ich ernstlich mit mir zu Rathe ging, denn schon stand mein Fuß auf der Schwelle zu einem ganz neuen Leben. Ich gestand mir offen, daß das, was ich finden würde, nicht dem entsprechen könnte, was ich verlassen hatte, — das hatte ich mir zwar schon oft und immer gesagt und darum war ich auch am wenigsten bekümmert. Meine jetzige Betrachtung beschäftigte sich daher fast ausschließlich mit dem nächsten Tage, dem neuen Verhältnisse, dem vorliegenden unbekannten Leben. Und in der That, das Alles bot Anlaß genug, gedankenvoll und vorsichtig zu sein. Denn es war klar, wie das alte Dasein abgebrochen für immer hinter mir lag, so schaute ich in ein neues und mir völlig unbekanntes hinein. Die Pfade, die ich von jetzt an betreten sollte, waren von mir noch nie beschritten worden, die Verhältnisse, in denen ich mich bewegen sollte, gingen weit über meine früheren Vorstellungen von Welt und Leben hinaus; selbst die Menschen, mit denen ich in

den nächsten Verkehr trat, redeten eine mir fremde Sprache, die Sprache der großen Welt, nicht des mehr innerlich lebenden, Gott und sich selbst suchenden Menschen. Mit einem Wort, ich war Neuling durch und durch für diese Welt, vollkommen unerfahren in Allem, was mich umgab, und dennoch sollte ich den neuen Lebenslauf beginnen, als wäre ich schon längst damit vertraut. Nur Eins aus dem früheren Leben blieb mir treu — und daß ich es gleich jetzt im Voraus erwähne — noch lange, immerwährend, bis zum Hauptpunkte der Entwickelung meines jetzigen Wesens, und das war die Erinnerung an die Vergangenheit und mein fester Wille, Alles, was mir zur vollkommenen Lösung meiner Aufgabe nothwendig war, mit aller Kraft meines Verstandes und mit aller Energie meines Herzens mir zu eigen zu machen, um dadurch aufgeklärt und gerüstet den etwaigen Feindseligkeiten, die sich mir in den Weg werfen möchten, kräftig und siegreich entgegentreten zu können.

Außer dem Verluste der entfernten Lieben aber hatte ich, für den Augenblick wenigstens, noch einen anderen zu bedauern. Meine Produktionsgabe schien erloschen, vernichtet, mein Geist schaute gelähmt, wie mit gesenkten und gebrochenen Schwingen aus meinen

trüben Augen hervor. Alles, was ich sah, schien mir todt, leer, nicht der Mühe werth, es anzustarren, viel weniger es mir anzueignen. Ich sah und hörte zu viel des Neuen, Unerhörten, um noch viel Neues denken und also schreiben zu können, denn nur in ungestörter Einsamkeit entwickelte sich stets bei mir die duftende Blume der Dichtung, sproßte der Keim des schöpferischen Gedankens hervor. O meine süße, heilige Poesie — wo war sie in der Prosa des Tages geblieben? Todt, todt war sie — wider mein Wissen und Hoffen allein in dem Innersten meines Herzens lebend. —

Das etwa waren die Gedanken, die mich erfüllten, als ich die ersten Stunden in der großen Kaiserstadt auf meinem einsamen Zimmer verlebte. Da unterbrach mich ein bescheidenes Klopfen vor der Thür. Ich öffnete. Ein in geschmackvolle Livree gekleideter Diener trat ein und erkundigte sich, ob er die Ehre habe, Herrn Walther Lund vor sich zu sehen. Auf meine bejahende Antwort zeigte er mir an, daß der Herr Baron von Malte, der ältere Begleiter des jungen Grafen, von seinem Spazierritt zurückgekehrt sei und mich zu sehen wünsche. Er würde selbst kommen, fügte der Diener hinzu, aber der Herr Baron befinde sich leider wieder unwohl.

„Ist der Herr Baron krank?“ fragte ich, während ich sogleich nach meinem Hute griff.

„Er ist es gewöhnlich immer,“ bemerkte der Diener und lächelte still vor sich hin. Dabei schritt er mir voraus und führte mich in ein nahe gelegenes Zimmer. Einen Augenblick später befand ich mich dem Herrn Baron von Malte gegenüber.

Er lag auf dem Sopha, war wegen der Hitze des Tages nur leicht bekleidet, stand aber sogleich auf und entschuldigte sich deshalb, da er nicht gewußt hätte, heute Abend noch das Vergnügen zu haben, mich zu begrüßen. Das waren seine ersten Worte und wir standen jetzt vor einander und betrachteten uns gegenseitig. Und von meiner Seite wenigstens war diese Betrachtung eine genaue und prüfende, denn mir konnte die Person, mit der ich von jetzt an vielleicht auf lange Zeit in so naher Berührung leben sollte, auf keine Weise gleichgültig sein.

Der Eindruck, den dieser seltsame Mann auf mich vom ersten Augenblick an machte, war jedenfalls ein günstiger. Er war in den Vierzigern, hatte ein angenehmes, leutseliges Gesicht, war ziemlich kräftig und wohlgenährt, obwohl etwas klein und augenscheinlich ein alter Militair. Das sagte mir der Ausdruck seines Gesichts, seine Haltung, und der Schnitt

seines Haares und Bartes. Aber er hatte auch einen gewissen leidenden Zug im Gesichte, namentlich in dem matten Glanze des Auges, der mich anzog und augenblicklich an den verlassenen Pfarrer in Glindow erinnerte. Bei letzterem war dieser leidende Zug nur der Ausdruck eines trauernden Herzens gewesen, bei dem Baron aber war er die Folge einer Krankheit. Das sollte mir auch sogleich und in allen Einzelnheiten sehr verständlich vorgetragen werden. Er litt an Hypochondrie, dieser schrecklichsten, weil unheilbarsten aller Krankheiten.

Wem auf Erden die traurige Mitgift beschieden ist, an der sogenannten hypochondrischen Gemüthsstimmung zu leiden, also diesen fressenden Wurm aus Erfahrung zu kennen, der weiß, wie er im Stande ist, das ganze schöne Erdenleben zu vergiften und die frohe Aussicht in die Zukunft mit einem trüben Trauerflor zu umhüllen. Ihm ist zu Muthe, als ob das Blut sich plötzlich verdicke, die Lebenssonne verschleiere und alles Unglück der Welt sich auf die leidende Brust häufe. Er glaubt dann, der Unglücklichste auf Erden zu sein und fühlt eine Last sein Herz erdrücken, als ob er seinen Bruder erschlagen habe. — Alle diese dunkelen Gefühle und Gedanken, die ich damals nur aus oberflächlichen Mittheilungen kannte, entwickelte

mir der Baron in seinem ersten Gespräche vertraulich und ausführlich, und es war noch keine Stunde vergangen, so wußte ich alles Betrübende aus seinem Leben, seinem Herzen, seinem Magen und seinen Eingeweiden so genau wie er, ohne daß ich ein einziges Wort über mich selbst gesprochen oder eine Sylbe über unsern gemeinsamen Zögling gehört hätte. Da erst, nachdem er mir alle seine Leiden haarklein auseinander gesetzt, während er eine Cigarre rauchte und von dem Thee trank, den der Diener gebracht, fiel es ihm ein, auch an meine Person zu denken. Er fragte nach meinem Herkommen, meinen früheren Verhältnissen, ob ich gern den Antrag des gräflichen Hauses angenommen, wie mir die Reise nach Wien behagt, und endlich wie mir diese Stadt selbst gefalle? Auf alle diese rasch gesprochenen Fragen konnte ich nur kurze Antworten geben, denn er sprang mit unglaublicher Sprungfertigkeit von einem Gegenstand zum anderen über, ohne einen einzigen in seiner Tiefe oder seinem Umfange zu berühren. Die letzte Frage aber, die unser nächstes Gespräch über den Grafen einleitete, beantwortete ich mit den Worten:

„Wie mir Wien gefällt? Ich bin nur in einem Fiakre hindurch gefahren und erst vor zwei Stunden in diesem Hause angelangt."

„Ah — Sie haben Recht, Herr Lund. Entschuldigen Sie nur meine unglückliche Zerstreutheit und Vergeßlichkeit. Es sind das Symptome meines schrecklichen Unterleibsleidens — sehen Sie — hier unter dem Magen, Gott weiß wo, da sitzt Alles, was mich peinigt und foltert. Aber hören Sie" — und dabei schaute er mich zum zehnten Mal von Kopf bis zu Fuß genau an — „Sie gefallen mir wohl. Wie alt sind Sie?"

„Vier und zwanzig Jahre."

„Hm! Sie sehen älter aus — das ist aber gut fürs Leben."

„Ich habe schon früh meine volle Entwicklung erlangt und immer etwas älter ausgesehen, als ich war."

„Sie Glücklicher — Sie sind gesund — aber ich — ach! Sie werden sich Ihr ganzes Leben hindurch gleich bleiben an Aussehen und Kraft, immer unverändert — aber ich, ach!"

„Aber wenn Sie so leidend sind, warum vertrauen Sie sich nicht einem Arzte an?"

„Einem Arzte? Hol sie alle der Henker! Diese Herren wissen gar nichts — können sie hier hinein sehen in meine Leber — fühlen sie die Angst und Qual, die mich verzehrt? Nein, mein Herr, ich bin

ein sehr einfältiger Mensch, aber klüger als der beste Arzt bin ich zehnmal.“

„So!“ sagte ich lächelnd, denn er ging raschen Schrittes auf und ab und zwickte und zwackte sich bald hier, bald da an seinem unglücklichen Körper, was, trotz seiner leidenden Miene und seiner unaufhörlichen Klagen, ein überaus komisches Ansehen hatte. „Bei solchem Leiden aber,“ fuhr ich fort, „ist Ihnen vielleicht auch der häufige Wechsel der Lebensart, dem Sie auf Ihren Reisen unterworfen sind, nicht heilsam; Sie hätten zu Hause bleiben und sich ruhen sollen.“

„Zu Hause? Ruhe? O ich gequälter Mensch, wo finde ich Ruhe! Das Reisen ist mir eine Last, freilich, obgleich mir die Luft auch zu Hause nicht bekam. Aber die Pflicht, mein Herr, — ich bin ein alter Soldat, müssen Sie wissen, — die legt auch ein Gewicht in die Schaale. Wenn ich den Eltern des Grafen nicht den Gefallen thäte, ihnen mein Wort nicht verpfändet hätte, bei ihrem Sohne auszuhalten, glauben Sie, daß ich einen Tag länger bei ihm verweilte, als meine Gesundheit verlangt? Und Sie blieben so lange aus — ließen mich so lange allein — ich hatte gerade wieder meine Theekur begonnen — aber was klage ich! Jetzt sind Sie da und

haben mir die Last vom Herzen genommen. O, es ist prächtig, daß Sie so jung und kräftig sind; nun kann ich mich pflegen, während Sie für uns beide den Mentor spielen.“

„Wird unser Zögling aber damit zufrieden sein? Ich hoffe, Ihre bewährtere Stütze und Ihren erfahrenen Geist nicht ganz entbehren zu müssen.“

„Wie, was meinen Sie denn? Zögling? Glauben Sie, daß Sie an dem Grafen Bruno von Marchfeld einen Zögling haben werden, oder daß ich einen an ihm hätte? Bester Herr, welcher Irrthum! Der Graf wird Sie bald zu seinem Zögling machen, das werden Sie früh genug erfahren, denn er ist Meister in der Kunst der Erziehung.“

„Ein Meister in der Erziehung? Warum gebraucht er denn aber einen Begleiter, wie Sie, auf der Reise, und einen Lehrer, wie mich, zu seinem Unterricht?“

„Lehrer? Unterricht? Aber mein Gott, leiden Sie etwa an krankhaften Einbildungen? Wären Sie vielleicht noch kränker als ich? Daß Gott verhüte! — Aber im Ernst gesprochen, junger Mann, hier werden Sie wenig zu lehren bekommen, denn was Sie wissen, wird hier gewiß am wenigsten gelernt. Und was die Erziehung und den Unterricht betrifft,

den die Jugend gebraucht, so ist beides schon längst bei uns beendet. Also bemühen Sie sich nicht umsonst oder geben sich verfehlten Wünschen hin. Bruno von Marchfeld war schon im zehnten Jahre erzogen, das heißt vollkommen verzogen. Mit funfzehn Jahren war er Vater, Mutter und Lehrern über den Kopf gewachsen. Mit sechszehn war er ein Riese geworden, den kein Mensch mehr bezwingen konnte. Mit achtzehn war er ein gefallener Engel, mit zwanzig ein junger Teufel und mit zwei und zwanzig, was er jetzt ist, ein —"

„Nun was? Was kann er noch Schlimmeres als ein Teufel sein — Sie machen mich in Wahrheit ernstlich besorgt —"

„Nun, wenn Sie es denn wissen wollen, gerade herausgesagt — ein Wahnsinniger!"

„Aber was sollen wir, was soll ich denn da nützen?"

„Sehr viel, mein Herr! Sie sollen sein Gefährte, wo möglich sein unzertrennlicher Gefährte sein. Oder" — und er lachte laut auf — „wissen Sie vielleicht, was ein Fallhut für Kinder ist? Nun ja, Sie sollen Bruno's Fallhut sein — sorgen, daß er sich nicht den Kopf einrennt, wenn er gegen die Mauern des Herkommens und der Sitte stürzt, wenn er den

Fels der Gesellschaft umrüttelt, sorgen, sorgen, mit einem Wort, daß er nicht noch verrückter wird, als er schon ist."

„Sprechen Sie im Ernst, Herr Baron? Und das hätte man mir nicht vorhergesagt?"

„Im vollsten Ernst, Herr Lund. Und vorhergesagt? Aber mein Lieber, wie können Sie denn erwarten, daß ein vornehmer, reicher Mann — ein Graf, der mit einer reichsgräflichen Familie nahe verwandt ist und Ansprüche auf eine mediatisirte Krone hat — daß der dem Begleiter seines Sohnes sagen wird, was er von diesem zu erwarten hat? Das müssen Sie mit eigenen Augen sehen, dafür sind Sie ein Studirter und ein vernünftiger Mensch — und was Sie nicht sehen, nicht finden, das findet ein zweiter, dritter, meinetwegen zehnter auf. Aber trösten Sie sich, Sie sind erst der vierte Begleiter seit Jahresfrist, den wir gewonnen haben, und müssen es schon aus Liebe zu mir eine Weile bei uns aushalten. Wenn es Ihnen dann nicht gefällt, können Sie davonlaufen, wie Ihre übrigen drei Vorgänger."

Ich stand wie erstarrt vor dem Baron, dessen Erzählung mir wie ein Mährchen klang. Etwas Derartiges hatte ich mir nicht im Entferntesten vorgestellt, denn ich hatte keine Ahnung von der Möglichkeit ei-

nes solchen Verhältnisses gehabt. Im Stillen überdachte ich die ungeheure Schwierigkeit meiner Stellung und den geringen Erfolg meiner ehrlichsten Bemühungen bei einem solchen Zögling.

„Aber sein Sie nicht zu ängstlich," fuhr der Baron sogleich fort, als er mein Schweigen und meine bedenkliche Miene sah. „Ich durfte Ihnen ja kein Hehl von Ihrer Lage machen, und damit Sie Ihre Aufgabe kennen und würdigen, trage ich lieber gleich die stärksten Farben auf." — Und so erfuhr ich denn allmälig, daß mein Telemach bereits Alles im Leben einmal gewesen war — Soldat, Student, Schauspieler, Kunstreiter, moderner Gladiator und was eine tolle Jugend sonst noch für Masken liebt; daß er aber jetzt auf Reisen geschickt sei, um sich vollends die Hörner abzulaufen, wie der Deutsche spricht, oder sich auszurasen, wie der Holländer schmunzelnd sagt.

An diesem ersten Abende bekam ich meinen Zögling nicht mehr zu sehen; er war in eine Weinstube oder eine Spielergesellschaft gegangen, die ihn erst bei anbrechendem Tage wieder losließ. Als ich nach einer

ziemlich schlaflosen Nacht am nächsten Morgen den Diener, der dem Baron und mir zugleich aufwartete, fragte, wann der Graf nach Hause gekommen sei? antwortete er, er wisse es nicht genau. Er habe geschlafen, als sein Kamerad, der Leibdiener des Herrn Grafen, zu Bett gegangen sei, und jetzt, da er selbst auf sei, schlafe jener noch.

„Bedarf denn der Herr seiner nicht?“ fragte ich weiter.

„Sie meinen den Herrn Grafen? O, der steht erst um zwölf auf. Also hat Friedrich bis zehn Uhr Zeit.“

„Es ist gut. Ist der Herr Baron schon bei Wege?“

„Er erwartet Sie bereits und bittet Sie, mit ihm den Thee zu trinken.“

Gleich darauf begab ich mich zu dem Baron, den ich bis an den Hals in einer mit Wasser gefüllten Kufe sitzen fand, wobei er behaglich seine Cigarre rauchte und sich von Zeit zu Zeit eine Tasse heißen Thees reichen ließ. Es war nämlich bei diesem Herrn jetzt die Periode der Theekur. Alle vier Wochen gebrauchte er eine andere, weil ihm, seiner Ansicht nach, keine einzige half und er auf eine neue schon Hoffnung setzte, während er noch inmitten der alten war.

So aß er zum Beispiel, wie ich später erfuhr, volle vier Wochen lang gebratenes Fleisch, vom Morgen bis zum Abend, ohne Brot und sonstiges Zubehör. Das war die Fleischkur. Dann plötzlich konnte er, was mir sehr natürlich schien, das Fleisch nicht mehr verdauen, und es kam altes und verhärtetes Weißbrot an die Reihe. Das war wieder zu trocken und er ging zum Gemüse über. Das war zu unschmackhaft und es folgte das Obst. So bewegte sich seine launenhafte Hoffnung fast durch sämmtliche genießbare Gegenstände, alle waren einmal heilsam und dann wieder schädlich. Wie gesagt, gegenwärtig nun war die Theekur eingeleitet und ich bequemte mich daher, ihm dabei Gesellschaft zu leisten, weil es mir mein ganzes Leben hindurch im Ganzen gleichgültig gewesen ist, womit ich meinen Hunger und Durst stillte. Denn das epikuräische Wohlbehagen an irgend einer leckeren Speise, welches so viele Leute als das höchste Gut des Lebens schätzen, war mir von der Natur versagt. Hunger und Durst sind mir stets nur sehr natürliche Dinge gewesen, waren also auch stets leicht und natürlich zu befriedigen, wodurch mir vielleicht mancher Genuß im Leben entgangen sein mag, wie Viele sagen, jedoch auch manche Entbehrung von Hause aus unbekannt geblieben ist.

„Guten Morgen, Herr Baron!“ sagte ich zu dem im Wasser Plätschernden. „Wie befinden Sie sich heute Morgen?“

„Ganz abscheulich schlecht, bester Herr; ich habe höchst lästige Kreuzschmerzen, die ich mir eben vertreiben will. Kaltes Wasser, o Gott, welcher Genuß!“

„Dann wären Sie ja sehr glücklich geworden, wenn die Natur Sie zu einem Fisch bestimmt hätte“ —

„O machen Sie mich nicht lüstern darauf, ich beneide die Dingerchen schon lange. Bitte, bedienen Sie sich — da liegen die Cigarren.“

„Ich rauche nicht.“

„Auch das? Sie sind ein Sonderling — die Welt wird Ihnen Vieles beibringen oder abgewöhnen müssen. Nun aber bin ich fertig. Sie kommen doch mit in den Garten, wenn ich angekleidet bin?“

„Sehr gern, wenn Sie es wünschen.“ Und ich begleitete ihn nach einiger Zeit in den Garten, der hinter dem Hause lag, wo er zwei volle Stunden damit zubrachte, an meiner Seite hin und her zu laufen, immer denselben Weg auf und ab, und mir dabei alle schrecklichen Erlebnisse zu erzählen, denen sein armer Magen seit fünfundvierzig Jahren in diesem irdischen Jammerthal ausgesetzt gewesen war, was ich ihm auch aufs Wort zu glauben anfing.

Zwölf Uhr Mittags aber trat er in mein Zimmer, wo ich eben einen Brief zu schreiben angefangen hatte, um mir, wie er sagte, seinen Gegenbesuch zu machen, und nachdem er einige Angriffe auf das Wetter losgelassen, welches wegen der Hitze dazu angethan sei, einen nur halb gesunden Menschen vollends krank zu machen, forderte er mich auf, ihn zu dem Herrn Grafen zu begleiten, auf dessen nähere Bekanntschaft ich bereits den ganzen Morgen gespannt gewesen war.

Der Leibdiener stand vor der Thür seines Herrn und öffnete sie uns ehrfurchtsvoll, als wir naheten. Wir traten ein. Ich war der erste im Zimmer. Von dem unerwarteten Anblick, der mir hier zu Theil wurde, überrascht, blieb ich aber gleich nach dem ersten Schritt einen Augenblick verwundert stehen. In dem großen Gemach lag auf Tischen und Stühlen Alles bunt und wirr durch einander; Kleider, Waffen aller Art, Schmucksachen, Parfüms und tausenderlei unnennbare Dinge, die man mit sich in der Welt herumschleppt, ohne eigentlich einen vernünftigen Dienst von ihnen zu haben, aus dem einzigen Grunde, weil sie einmal erfunden und für den liebhaberischen Gebrauch eingeführt sind. Auf dem großen Mitteltische, der einem Kaufmannsladen Ehre gemacht haben würde,

in dem zehn lüsterne Kunden zugleich die verschiedenartigsten Spielereien durchwühlen, fiel mir vor allen Dingen ein Paar schöner Rappiere auf, die kunstgerecht über einander gekreuzt dalagen. Das war das Einzige im Zimmer, wofür ich Sinn hatte, denn ich liebte diese herrlichen Waffen und hatte sie auf der Universität hinlänglich zu führen gelernt. Außerdem aber fiel mir ein stark narkotischer Geruch darin auf, welcher ohne Zweifel von dem Taback herrührte, der seine Dampfwolken wie eine dicke Nebelschicht in dem ungelüfteten Raume verbreitet hatte. Ich komme aber jetzt zu dem Bewohner dieses Zimmers selbst, aus dessen Munde alle diese Nebel, als wäre er der wolkenschaffende Zeus, hervor wirbelten. Anfangs glaubte ich einen Türken vor mir zu sehen, denn der Herr Graf, der auf dem Sopha in seiner ganzen Länge ausgestreckt lag und mir ziemlich gnädig entgegenlächelte, war von Kopf bis zu Fuß in weite und bunte orientalische Kleidung gehüllt. Selbst sein Kopf war mit einer turbanartigen Schlafmütze bedeckt.

Wenn Bruno von Marchfeld, wie Herr von Malte sagte, mit zehn Jahren schon vollständig erzogen, mit funfzehn ausgewachsen, mit sechszehn ein Riese und mit zwanzig ein Teufel war, so konnte man sicher mit demselben Rechte hinzufügen, daß er

mit zehn Jahren ein Jüngling, mit funfzehn ein Mann und mit zweiundzwanzig Jahren ein Greis geworden war, denn es zeigten sich bereits, wie es bei seiner Lebensweise auch kaum anders möglich sein konnte, die deutlichsten Spuren leiblichen Verfalls auf seinem schlaffen Gesichte und in dem abgespannten Wesen seiner ganzen Erscheinung. Nur von Zeit zu Zeit, bei künstlicher äußerer, oder bei natürlicher innerer Erregung seiner leicht erweckbaren Leidenschaftlichkeit, flackerte das Lebenslicht jugendlicher und heller in ihm auf, dann aber erschien es nicht wie ein erwärmendes behagliches Licht, sondern wie eine dämonische, wild auflodernde Flamme. Jetzt war er in Folge des überstandenen Rausches der letzten Nacht sichtbar abgespannt und ermattet, die Wangen hohl, die Augen erloschen, alle Züge des sonst wohlgebildeten Gesichts mit einer abschreckenden geisterhaften Blässe überzogen. An den eingefallenen Schläfen zeigten sich schon vom Haar entblößte Stellen und von dem Scheitel schaute deutlich die nackte glänzende Haut dem Beschauer unheimlich entgegen. Was den Ausdruck der Mienen dieses gefallenen Engels anbelangte, so erwies er sich gutartiger, als ich erwartet hatte; Heimtücke, Dünkel, Hochmuth sah ich in keinem Zuge lauern, sein ganzes verwüstetes Innere offenbarte sich

vielmehr in einer nicht unedlen Offenherzigkeit und beinahe harmlosen Richtigkeit.

Einigermaßen über das eben geschilderte Aeußere meines Zöglings befangen, ließ ich meine Blicke etwas lange auf seiner Erscheinung ruhen. Aber ich brauchte mich mit meiner Betrachtung auch nicht zu beeilen, er selbst beschaute mich mit nicht geringerer Muße und nahm sich Zeit, meine ganze Gestalt von Kopf bis zu Fuß wiederholt zu mustern.

Ich verbeugte mich und sprach einige Worte, wie sie meine Stellung zu ihm natürlich erscheinen ließ. Er nickte mir wohlgefällig zu, nahm die lange türkische Pfeife, die er an den welken Lippen hielt, einen Augenblick bei Seite und sagte mit einer angenehm klingenden Stimme, in der ich durchaus keinen Spott aufzufinden vermochte: „Hübscher Kerl!" Dann ergriff er ein kleines Augenglas, was ihm Tag und Nacht am Halse hing, klemmte es unter das rechte Auge und fuhr ungestört fort, mich in noch genaueren Augenschein zu nehmen.

„Also Sie kommen aus Berlin?" fragte er. „Wohlan, ich bin es zufrieden. Sie behagen mir — man sieht Ihnen nichts Pädagogisches an. Das Einzige, was ich an Ihnen beklage, ist, daß ein so wohlgewachsener Mensch mit einem so intelligenten

Gesichte, sich zu einem Schulmeister hat hergeben können."

„Sie irren, Herr Graf," erwiderte ich, unwillkürlich lächelnd. „Ich bin kein Schulmeister."

„Der Tausend! Das sagen Sie ja beinahe mit Stolz. Auch das gefällt mir. Was sind Sie aber sonst, wenn Sie kein Schulmeister sind?"

„Ein Predigtamtskandidat" —

„Haha! Ist das nicht dasselbe? Oder nein, Sie haben Recht, es ist etwas Anderes. Ob es besser ist, weiß ich nicht. Mit einem Wort, nicht wahr, Sie sind ein junger Pfaffe? Den Teufel auch, wie kann man sich dazu entschließen, bei jetziger Zeit ein Pfaffe zu werden!"

„Bei jetziger Zeit? Ein Pfaffe, Herr Graf? Wer sagt das? Sie irren abermals. Ein einfacher Geistlicher will ich werden und ich danke Gott dafür, daß er mir diese Eingebung hat zukommen lassen."

„Schnickschnack! Als wenn das nicht dasselbe wäre! Geistlicher ist Pfaffe und Pfaffe ist Geistlicher. So verstehe ich das und so versteht es die Welt. Haha! Aber bei Gott, Herr — Malte! wie heißt der Herr?"

„Walther Lund, Herr Graf!" rief der Baron aus der Ecke des Zimmers, wohin er sich, in sich

hinein lachend und unser Gespräch beobachtend, zurückgezogen hatte.

„Also Herr Lund — bei Gott, sage ich, Sie thun Unrecht, ein Pfaffe zu werden. Das wäre Schade um Sie. Aufrichtig, wenn ich es verhindern kann, werden Sie keiner.“

„Wie wollten Sie das verhindern?“

„Ei! Eine naive Frage! Ich brauchte ja bloß mit diesem Rappiere da Ihnen einen handgreiflichen Strich durch das Gesicht zu malen, und Sie wären nicht im Stande, die Kanzel zu besteigen.“

„Wirklich?“ sagte ich und warf meine Augen verlangend auf die schönen vorher schon erwähnten Waffen.

Er sprang auf, stieß die Pfeife fort und ergriff ein Rappier. „Ha! Sie kommen von der Universität her. Können Sie vielleicht fechten?“

„Ein wenig,“ sagte ich und fühlte ein noch größeres Verlangen, das zweite Rappier zu ergreifen und ihm sonnenklar zu beweisen, daß ich die Wahrheit gesprochen. Er schien meine Gedanken zu errathen und ihnen blitzschnell entgegen zu kommen. Schon hob er sein Rappier und deutete mit den Augen auf das andere.

„Nehmen Sie, wir wollen es versuchen.“

Ich faßte rasch das Rappier und ließ prüfend die Klinge durch die Finger der linken Hand gleiten. Erstaunt aber blickte ich auf, denn ich hatte sogleich entdeckt, daß die Spitze scharf geschliffen war.

„Die Spitzen sind scharf, Herr Graf, die Waffen eignen sich also nicht zu einem bloßen Versuch.“

„Ei was! Ich schlage immer damit. Mit stumpfen Rappieren fechten nur Kinder. Zeigen Sie, was Sie können und ersparen Sie sich die Unkosten der Worte.“ Dabei brachte er sich in die richtige Fechterstellung und legte sich aus.

Ich trat einige Schritte zurück und sammelte meine Gedanken. Sie schwirrten mir blitzschnell durch den Kopf. Aber nicht lange Zeit blieb mir zum Nachdenken übrig; mein Gegner führte eine tüchtige Winkelquart gegen meinen Kopf und ich parirte sie schulgerecht. Bei fortgesetztem Schlagen, dem der Baron wohlgefällig aus der Ecke zuschaute, und wobei ich mich mehr abwehrend als angreifend verhielt, erkannte ich sehr bald, mit welchem Gegner ich es augenblicklich zu thun hatte. Er war ein sogenannter Haudegen ohne alle künstlerische Schule. Wacker hieb er zu, regelrecht parirte ich alle seine Hiebe. In einigen Minuten sah ich ein, daß es nur einiger Ruhe und Gewandtheit bedurfte, um seinem blinden Ungestüm

mit Erfolg zu begegnen. Das schien er auch bald selbst zu fühlen, und nach einigen zwecklosen Finten warf er das Rappier auf den Tisch, wobei er eine Flasche kölnisches Wasser zerbrach, und lachte überlaut.

„Vortrefflich!“ rief er. „Ich mache Ihnen mein Kompliment. Sie haben eine sichere und geübte Hand. Und Sie wollten ein Geistlicher werden? Wollen wir wetten, daß Sie es nicht werden? Jammerschade wäre das! Fürs Erste wenigstens wollen wir alle Tage fechten, Sie lernen von mir und ich von Ihnen, so haben wir beide Vortheil davon.“

„Herrlich, herrlich!“ jauchzte der Baron, der in der Freude seinen kranken Magen vergessen hatte. „Nun hat der Graf Veranlassung, vier Wochen den Fechtmeister zu spielen. Eine neue Maske! Sie sind ein vortrefflicher Gefährte, mein lieber Lund, Sie bringen ihn schon am ersten Tage in ein neues Geleise.“

„Meine Herren,“ sagte ich, „ich will alle Tage fechten, aber nur unter einer Bedingung“ —

„Und die wäre?“ fragte der Graf erstaunt.

„Daß wir mit stumpfen Rappieren fechten.“

„Aha! Fürchten Sie sich? Sind Sie um einen Tropfen Ihres edlen Blutes bange?“

„Mein Blut ist so edel, wie das eines anderen,

aber, aufrichtig gesagt, meinetwegen beharre ich durchaus nicht auf jener Bedingung. Ich möchte Ihnen gern meine vollkommene Geschicklichkeit zeigen, aber das Schicksal könnte dabei wollen, daß ich Sie selbst verletzte — und das wäre gegen mein Gewissen und meine Stellung —"

„Also Sie haben ein zartes Gewissen, mein Lieber? Nun, ich bin es zufrieden. Andere Rappiere auf morgen, Malte, und dann drauf los wie der Wind — ha!" —

Nach einigen Fragen über verschiedene gleichgültige Dinge schlug der Graf einen Spaziergang noch vor Tische vor. Der Baron entschuldigte sich mit der Ausrede, an heftigen Kreuzschmerzen und Kopfweh zu leiden, weshalb er sich eine Stunde von seinem Diener wolle bürsten lassen.

„Bürsten Sie sich den Teufel aus dem Leibe, der in Ihnen steckt, Malte, immer zu. So gehen wir allein!" rief der Graf. „In fünf Minuten bin ich fertig."

Die fünf Minuten waren kaum vorüber, so meldete mir der Leibdiener, der Herr Graf erwarte mich an der Treppe. Ich begab mich hinaus und wir stiegen auf die Straße hinab. Der Graf machte auf mich den Eindruck eines Stutzers, wie man sie

dutzendweise auf den Straßen einer großen Stadt sieht. Seine Kleidung war gewählt, glänzend, seine Erscheinung in der That vornehm; seine Haltung aber schlaff, wie sie ein Mensch hat, der sehr ermüdet ist oder seinen Körper aus irgend einem Grunde nicht recht in seiner Gewalt hat.

Auf der Straße angelangt, hing er sich traulich in meinen Arm und sprach sich sogleich wieder belobigend über meine Muskelkraft aus, wobei er sich immer schwerer auf mich stützte. Er schlug den Weg nach der Jägerzeile ein und, sobald wir dieselbe erreicht, klemmte er sein Augenglas fest in das Auge. „Aufgepaßt!“ sagte er lächelnd, „hier wohnen einige sehr hübsche Frauen.“

„Das wissen Sie schon und sind erst vier Tage in Wien?“

„Ich wäre ein schlechter Edelmann, wenn ich keine guten Kundschafter für diese Art Krieg hätte, mein bester Herr Lund, abgesehen davon, daß schon der Instinkt darin seine Schuldigkeit thut. Sehen Sie da — ein herrlicher Fuß! Und diese brennenden Augen — pah!“ —

II.

Graf Bruno von Marchfeld.

Es wäre in meiner neuen Lage eine unverzeihliche Thorheit gewesen, wenn ich mich bei so fest ausgeprägtem Charakter und so tief eingewurzelten Lebensgewohnheiten des mir anvertrauten Schützlings gleich von Anfang an als ein Sittenprediger und gelehrter Jugendbändiger hätte zeigen wollen, denn das hatte ich sehr bald eingesehen, daß Graf Bruno keiner von den leitbaren und zugänglichen Menschen war, die man mit einer gutgemeinten Moralpredigt oder mit wiederholter eindringlicher Ermahnung, Vorstellung, oder gar Tadelsucht, von dem drohenden Abgrunde retten konnte. Bei diesem Menschen mußte eine vorsichtigere und zweckmäßigere Zügelleitung angewandt werden, als sie bei einem leichtsinnigen und verzogenen Jüngling so oft wohlthätig ist. Denn hier war

nicht allein von einem solchen die Rede, hier hatte ich, wie schon gesagt, einen nach allen Richtungen entwickelten Charakter vor mir, der von Geburt an durch Herkommen, falsche Erziehung, schlechte Lebensart und tausenderlei andere unausrottbare Einwirkungen sich zu einem Riesen oder Dämon von ganz besonderer Art ausgebildet hatte und der auf dem besten Wege war, ein moralisches Ungeheuer zu werden, wenn er es in mancher Beziehung nicht schon längst und unwiderruflich war. So wild aber auch seine Gewohnheiten, so tumultuarisch seine Leidenschaften sich ihre dunkele Bahn brachen, so erkannte ich doch sehr bald, daß er im Grunde seines Wesens kein vollendeter Bösewicht war, dazu fehlte es ihm an der diabolischen Energie des Willens, an der unverwüstlichen Fülle physischer Kraft. Im Gegentheil, er war gutherzig gegen Jedermann, mildthätig gegen Arme, gefällig, sobald es ihm seine Laune zu sein erlaubte und sobald der ihn Ansprechende seine Aufmerksamkeit zu fesseln im Stande war. Daher ward es sehr bald meine Aufgabe, mich aller direkten Einwirkung auf seine zügellose Lebensweise fürs Erste zu enthalten und allein seinen geistigen Trieb, so weit dieser noch vorhanden war, nach allen Seiten hin zu studiren. Das war freilich in meiner Lage kein angenehmes, wohl

aber ein sehr interessantes Studium, in welches ich mich oft mit aller meiner Fähigkeit, zu begreifen und zu enträthseln, vertiefte. Und wie man aus dem Negativen das Positive lernt, so lernte auch ich von seiner Weltanschauung aus die meinige gründlich kennen, und mir war hiermit Stoff und Mittel geboten, wenn auch nicht meinen Gefährten, doch wenigstens mich selbst weiter zu bilden und zu fördern.

Nach reiflicher Ueberlegung also wurde diese zurückhaltende Beobachtung meinerseits eifrig fortgesetzt, und sehr bald gewahrte ich davon eine überraschende Wirkung. Ich blieb nicht allein Beobachter, ich wurde vielmehr selbst sehr hartnäckig wieder beobachtet. Der Graf sah mich in der Regel ernst, nachdenklich, oft sogar bedenklich. Warum ist dieser Mensch so? fragte er sich dann und darauf antwortete ihm sein natürlicher Verstand: weil er wider seine Erwartung in eine Stellung gerathen ist, die seiner Ueberzeugung, seinem Pflichtgefühl, seinem Gewissen schnurstracks zuwider läuft. Ja, er errieth ohne Zweifel Dinge, die ich nie aussprach, die mich aber, wenn ich sie ihn vollbringen sah, bitter schmerzen mußten. Er vermied es also, mich in seine Geheimnisse einzuweihen, fühlte aber, da ich selbst sein Vertrauen nicht erzwang, sehr bald den Reiz der Mittheilung, wie

ihn die Jugend unter allen Verhältnissen immer empfindet. Da er nun sah, wie ruhig ich meine Zeit abwartete, um ihn vielleicht plötzlich und unerwartet mit einem geistigen Niederschlage zu überraschen, so *entstand* allmälig eine Art geheimnißvollen Bündnisses zwischen uns, so daß er nicht recht zum Genusse des Lebens aufgelegt und mit sich selbst zufrieden war, wenn er mich nicht an seiner Seite fand.

In diesen Genüssen aber konnte ich mich nie zurecht finden, denn sie überschritten nach meiner Ansicht der Dinge alles natürliche Maaß, alle Gränzen der Bildung und Moralität. Und eigenthümlich dabei war, daß, wie beim Baron die verschiedensten Kurarten periodenweise auf einander folgten, dieselbe Erscheinung auch in den Leidenschaften und Genüssen Bruno's obwaltete. Vier Wochen lang zum Beispiel trank er die feurigsten Weine in unerhörter Menge und raschester Folge, dann widerstand ihm plötzlich auch der köstlichste Wein und er wandte sich zur Aufregung des Spiels. Hatte er einen bedeutenden Gewinn oder Verlust davongetragen, denn nach einem von beiden schien sein excentrisches Herz nur zu verlangen, ohne jedoch Freude an dem einen, noch Trauer über den anderen zu empfinden, so wählte er irgend einen neuen Zeitvertreib, eine frische Unterhaltung, und so

kehrte er endlich in weitem Kreislauf wieder zum Troste der Flasche zurück.

Jeder vernünftige Mensch wird es natürlich finden, daß es mir schwer, oft sogar unmöglich wurde, mich in dieses seltsame Leben zu schicken und an so Manchem Theil zu nehmen, was mir früher einen Schauder erregt hätte, wenn ich es mir nur als vorhanden gedacht. Aber ich hatte einmal eine schwierige Aufgabe übernommen und mein Stolz, meine Eigenliebe, mein ganzes Wesen sträubte sich dagegen, sie unvollendet liegen zu lassen. Ich liebte einmal nicht, selbst in diesem, meinem geistigen Organismus so wenig verwandten Fache, mitten auf dem Wege nach einem bestimmten Ziele stehen zu bleiben und hatte mir daher vorgesetzt, nachdem ich den ersten Schritt gethan, auch die übrigen bis zum Endpunkt zurückzulegen. „Also durch — auch durch diese chaotische Wüste!“ sagte ich zu mir. „Jenseits derselben liegt ein schönes, stilles, friedliches Land, wo Glück, Ruhe und Zufriedenheit wohnen; es ist Deine Bestimmung, das Leben jetzt auf diese Weise zu sehen, und eben so wird es auch Deine Bestimmung sein, künftig ein besseres zu erreichen.“

Daß ich erst allmälig und nach langem Kampfe zu diesem Entschlusse kam, wird mir Jeder gern

glauben. Endlich aber hatte ich mich in ihm festgesetzt. Wie ein kunstgeübter Reiter in unverrückbarem Schlusse im Sattel sitzt und mit der unüberwindlichen moralischen Ueberzeugung, Herr des unter ihm schäumenden Thieres zu sein, über Felder und Hecken dahinstürmt, so geberdete ich mich im Umgange mit meinem unzähmbaren Genossen, und er fühlte sehr bald, welcher Reiter ich auf seinem Rücken war. Niemals verlangte er mich zum Gefährten, wo er wußte, daß ich ihm solcher nicht sein würde, nicht sein könnte. Und das bewies mir, daß er Achtung vor meinen Gefühlen und Lebensansichten hegte, daß ihn mein stiller Ernst, mein leidenschaftsloser Mußeschritt zum Nachdenken zwang. Daß ich hierbei wirklich so viel als möglich ein Fallhut für ihn zu sein mich bemühte, wie Baron von Malte sehr richtig bemerkte, kann ich nicht unterlassen zu bestätigen, denn es war unläugbar wahr, daß er ohne mich mit seinen Kräften und Mitteln noch bei Weitem verschwenderischer gewirthschaftet hätte, als er es ohnehin schon that.

So groß ich mir nun bei diesen Verhältnissen den Abstand zwischen meinem früheren und jetzigen Leben vorgestellt hatte, ich fand ihn doch noch größer, wenn ich in stillen Augenblicken mit mir darüber zu Rathe ging. Man denke sich mein idyllisches Landle-

ben und versetze sich gleich darauf in den wüsten Zeitvertreib mit Bruno von Marchfeld. Ich selbst will diese beiden Zustände nicht genauer ausmalen, ich überlasse es der Phantasie dessen, der in ähnliche zwei Lebensverhältnisse einen Blick geworfen hat und beide nach ihrem Inhalt zu würdigen weiß. Mein Herz blutete oft, wenn ich die Vergangenheit mit der Gegenwart verglich, aber was half es? Immer durch — durch die Wüste — jenseits derselben ist Ruhe, ist Frieden! So dachte ich damals, so tröstete ich mich, so ertrug ich den schweren Kampf des Daseins, um vielleicht — einem noch schwereren entgegenzugehen.

Bevor ich mich jedoch zu einem bedeutsamen Abschnitt meines Lebens wende, muß ich noch verschiedene Einzelnheiten desselben erwähnen, die auf Bruno's eigenthümlichen Charakter und seine merkwürdige Organisation ein helleres Licht werfen.

Unsere Fechtübungen wurden täglich fortgesetzt und zwar mit dem entschiedensten Erfolge auf meiner Seite, zum nicht geringen Verdruß meines Gegners. Er hatte, sobald wir mit stumpfen Waffen kämpften, sehr bald erkannt, daß ich sein Meister war und trotz aller seiner Anstrengung auch blieb. Er konnte es einmal nicht weiter bringen, als er es bisher ge-

bracht hatte, denn er trieb Alles, was er unternahm, nur bis zu einer gewissen Höhe oder Gränze, wie ich schon vorher angedeutet. Bis zu diesem Punkte gelangt, erlahmte entweder seine Kraft oder erlosch seine Neigung dazu.

Aehnlich verhielt es sich auch mit seinen Besuchen in verschiedenen vornehmen Familien, in denen er, und ich natürlich mit ihm, Zutritt erhalten hatte. Wider Willen und Neigung mußte ich ihn vier Wochen lang jeden Abend in eine andere Gesellschaft begleiten. Es ist dies, wenn sie zur Lebensregel wird, eine der hohlsten Gewohnheiten der Welt, die ich kennen gelernt habe, vor der ich sogar noch jetzt einen unüberwindlichen Abscheu hege. Ein freundschaftlicher Besuch, bei dem man sich ausspricht und in Folge dessen gefördert, gebessert sieht, ist jedem Gebildeten nothwendig, aber für den mit schärferen Genüssen übersättigten Tagesmenschen kein genügender Reiz mehr. Hinstürzen muß er aus Salon in Salon, von Tanz zu Tanz, von Gelage zu Gelage, um für sich selbst und Andere den eitlen Ruhm erworben zu haben, dagewesen zu sein. Welchen Genuß, welche Freude haben diese Menschen dabei? Gesprochen, geredet, gehört hat kein Einziger, aber durch einander geschrieen, was kein Mensch verstand oder verstehen wollte, ha-

ben sie Alle. Da stehen und sitzen sie herum und sagen sich gegenseitig Dinge, die eben so unwahr wie lächerlich sind, die weder aus dem Herzen kommen, noch zu dem Herzen gehen und nicht einmal die Oberfläche eines geistigen Daseins berühren, viel weniger in die Tiefe desselben eindringen. Das nennen die Leute heut zu Tage, das Leben genießen, und je toller sie es treiben, um so göttlicher finden sie es. O, wer einmal erst die behagliche Wonne geschmeckt hat, in seinem Hause wirklich zu Hause zu sein, und bei einem guten Buche, bei eigener Selbstschau oder gemüthlicher Mittheilung eines Gleichgesinnten sich glücklich — weil ruhig — zu fühlen, der wird gleich mir nie begreifen können, warum die Menschen so oft so thöricht sind, ihre vollkommenste Behaglichkeit und Freude rücksichtslos gegen das eigene und fremde Ich aus dem Fenster zu werfen.

Bruno stürzte wie ein Wüthender in alle Gesellschaften und dergleichen Vergnügungen, und wenn er sie wie ein Wüthender durchkostet, mitgeschmält, mitgeschimpft, mitgeheult hatte, sagte er zuletzt beim Nachhausegehen zu mir: „Hol sie alle der Teufel! Sie sind nicht einen Schuß Pulvers werth! Ich werde ein Einsiedler werden und mein eigenes Licht über mir leuchten lassen. Und bei Gott! so schwach dies

auch brennt, heller ist es gewiß, wie alle die Lichter und Lampen, die sie heute angesteckt hatten, um die Dunkelheit ihres Innern zu überstrahlen." —

Bei Hofe ließ Bruno sich niemals sehen, „das widerstrebe seinen Grundsätzen," sagte er.

„Wie?" fragte ich ihn einst, „haben Sie darin auch Grundsätze?"

„Warum nicht? Ich verhalte mich zu den Hofleuten und Schranzen, wie Sie sich zu mir verhalten — o ich weiß und fühle das wohl — ich bin Ihnen in vielen Dingen ein Gräuel — und so sind mir auch jene ein Gräuel."

„Und warum denn?" fragte ich weiter.

„Beantworten Sie sich das selber. Daraus aber schließe ich eben, daß Sie oft gegen mich Recht haben, und daraus wieder entspringt meine Achtung vor Ihrem Werth." —

Der Baron war eigentlich eine große Nebensache in unserem Leben. Wir hatten sehr wenig Genuß, aber auch wenig Last von ihm. Er badete, bürstete, rannte und war in seine Kuren vertieft, womit er seinen Unterleib zu heilen versuchte, der aber alle Tage heilloser erkrankte, wie er uns oft mit kläglicher Miene erzählte und worüber wir lachten, was ihn beinahe zum Weinen zwang. Im Uebrigen ließ er

Alles gehen, wie es ging, besorgte höchstens die Korrespondenz nach Hause, die Geldangelegenheiten, und hütete sich vor allen Dingen sehr, mit dem jungen Grafen ernstlich anzubinden. Denn er gehörte zu der Klasse von Leuten, die es mit Niemandem zu verderben trachten, und in sofern nur halbe Menschen sind, da sie sich nie vollständig entwickeln. Sie sind allerdings freundlich und zuvorkommend gegen Jedermann, aber eben deshalb unzuverlässig. „Ein tüchtiger und ehrenwerther Feind," sagte der Graf eines Tages zu mir, „ist mir lieber, als so ein unbeständiger Hampelmann — meinen Sie nicht auch?"

„O ja!" erwiderte ich. „Ein ehrenwerther Feind ist oft eine gute Gabe Gottes und gleicht dem Gewitter. Es kühlt ab, belebt, erschüttert und stellt das Gleichgewicht in der Natur wieder her, indem es die Luft reinigt —"

„Hören Sie auf zu donnern, Sie junger Jupiter. Um Ihnen zu nützen, weiß ich also jetzt, was ich Ihnen einmal werden muß —"

Auch in anderen ernsteren Dingen gab Bruno oft meinen Wünschen und Anregungen nach und will ich hier noch zwei, obwohl sehr verschiedene, aber doch charakteristische Vorfälle mit ihm erzählen. Der junge Graf hatte nämlich die liebenswürdige Mode

mitgemacht, sich, wie es bei der aristokratischen Welt eine Sitte ist, die Nägel an den Fingern wie die Klauen eines Geiers wachsen zu lassen. Sie waren beinahe einen Zoll lang und verhinderten ihn, verschiedene kleine Dinge selbst in die Hand zu nehmen. Dabei hatten sie die neuste Façon, sie waren scharf und spitz zugeschnitten, wie ein hörnerner Dolch. Eines Tages reichte der Baron dem Grafen irgend einen Gegenstand, nach dem dieser verlangte und dabei kratzte er ihn, ich glaube absichtlich, tüchtig in die Hand. Der Baron schrie laut auf und, da er einen Tropfen Blut an seiner Hand sah, geberdete er sich wie ein vom tollen Hund Gebissener. „Graf!" schrie er auf, „wenn ich nun zu dem Geschlechte der Bluter gehörte, so hätten Sie mich getödtet und wären ein Mörder!"

„Dann hätte ich Sie von unzähligen und langen Leiden befreit und Sie müßten mir eigentlich dankbar sein."

Der Baron verließ brummend das Zimmer und ließ sich den Tag über nicht sehen. Ich erlaubte mir aber die Bemerkung, daß jene Mode eine wahnsinnige sei und daß ich den Menschen nicht begreifen könne, der sich absichtlich in ein Raubthier verwandle, von

dem er vermöge seines Geistes und seiner Bildung doch so weit entfernt sein wolle.“

„Ei was, ein wenig mehr wahnsinnig oder nicht, thut zur Sache nichts, die meisten Moden kommen dem Wahnsinn nahe. Aber dennoch haben Sie Recht, sie ist zugleich unsinnig und ekelhaft.“

„Gewiß,“ fuhr ich fort. „Warum hat uns Gott den edlen Tastsinn gegeben? Gewiß nicht, um ihn hinter einem häßlichen Nagel zu verbergen, wie der da ist, den ich an Ihren Fingern sehe.“

„Nicht weil ich den Malte gekratzt und beinahe getödtet habe, sondern weil ich Ihre Worte beherzige, will ich diese Thorheit ablegen,“ sagte er lächelnd, ergriff eine Scheere und schnitt sich das Raubthierorgan ab, wie ein ganz gewöhnlicher gebildeter Mensch.

Auch seine Abneigung gegen die „Pfaffen,“ wie er sie nannte, bezwang ich auf ähnliche Weise, wenigstens mäßigte er allmälig seine Ausbrüche über dieselben gegen mich. Eines Tages hatte ich ihn veranlaßt, mit mir eine Predigt zu besuchen. Der Redner hatte unverkennbar einen großen, aber leider wieder sehr rasch vorübergleitenden Eindruck auf ihn gemacht. „Der Mann hat gut gesprochen,“ sagte er beim Nachhausegehen — „wenn sie alle so wären und sprächen — hm!“

„Gewiß sprach er gut,“ sagte ich warm. „Ein würdiger Priester ist, man mag die Priesterschaft leiden können oder nicht und den Priesterstolz verachten, so viel man will, immer eine Zierde des menschlichen Geschlechts —“

„Ein unwürdiger Priester aber,“ schloß er das Gespräch, „ist das erbärmlichste Geschöpf Gottes, denn er kokettirt mit dem Himmel, an den er nicht glaubt.“

„Sie haben Recht!“ mußte ich aus vollem Herzen beistimmen.

Unser Aufenthalt in Wien näherte sich unerwartet seinem Ende, nachdem wir über zwei Monate daselbst verweilt hatten. Plötzlich ergriff den jungen Grafen eine wahre Reisewuth, die er nicht schnell genug löschen zu können vermeinte und schon in zwei Stunden waren alle Koffer gepackt. Schon am nächsten Tage waren wir mitten in den Alpen und steuerten mit allen Kräften und Mitteln der Schweiz zu. Mir öffnete sich weit und mächtig die Brust. Bisher hatte ich in der Fremde nur Menschen und ihre Schwächen gesehen, jetzt sah ich Felsen, auch von Gott gemacht, aber nach unwandelbareren Gesetzen und in

unvergänglicheren Formen gebaut. O was dachte und fühlte ich da wieder! Mein Herz, beinahe dem Verkalten, dem Verhärten nahe, wurde weich wie mildes Wachs und Gottes Hand drückte seine unvertilgbaren Spuren darin ab.

Aber schneller, als ich gewünscht, wurden die Granitberge überflogen; sie waren Bruno von Marchfeld zu hart, er konnte sie nicht bezwingen wie die nachgiebigen Menschen. Nach Italien, nach Italien trieb ihn das Verlangen aller seiner Sinne. —

In Venedig machten wir Halt. Hier begann das Wiener Leben von Neuem, aber noch schwelgerischer, üppiger, weil die Gelegenheit günstiger und der Reiz der Neuheit größer war. Einige Monate vergingen wie im Fluge, aber unter großer Sorge und Kümmerniß von meiner Seite, denn der Graf Marchfeld verwickelte sich und uns in Verlegenheiten, die nur mit großer Mühe, Opfern und Demüthigungen unsererseits wieder ausgeglichen werden konnten. Ein solches Ereigniß, welches ich hier nicht näher erörtern will, weil es mich zu weit von meinem Vorsatze ablenken würde, gab auch die Veranlassung unseres abermaligen schnellen Aufbruchs. Wir gingen nach Mailand zurück, von da nach Florenz, endlich nach Rom, wo wir uns auf lange Zeit häuslich nie-

verließen. In Rom begann dasselbe Spiel, wie es an den andern Orten aufgeführt, und unbegründet erwies sich meine frühere Hoffnung, mir werde es mit der Zeit gelingen, das Eisen im Innern des Wüstlings zu schmelzen und sein Gemüth auf geebnetere Bahnen des Lebens zu lenken. Bisweilen ließ er das Beste erwarten, dann plötzlich brach er hervor wie eine Sturzlawine vom Schneeberge und begrub alle unsere Wünsche und Hoffnungen auf einen Schlag. Dennoch ging es im Ganzen erträglich, wir halfen uns durch, so gut wir konnten, und als wir am Ende des Winters Rom verließen und uns nach Neapel wandten, war unsere Hoffnung wieder um einige Grade höher gestiegen. Ich könnte ein Buch über die Thorheiten dieses Menschen schreiben, denn sein Leben war aus den abentheuerlichsten, gewagtesten, unbesonnensten Unternehmungen zusammengesetzt, aber ich verzichte darauf, denn dergleichen ist kein Stoff für meine Feder und mein Geist lehnt sich gegen die Ueberlieferungen solcher jugendlichen Abscheulichkeiten auf. In Neapel endlich schien er aus seinem Taumel zu erwachen und eine Zeit lang zur Besinnung zu kommen, er bewegte sich damals im ruhigsten Geleise seines Weltgangs. Dazu trug wahrscheinlich die herrliche Umgegend, das nie gesehene Meer,

der klare Himmel, mit einem Wort, der geheimnißvolle Reiz der südlichen Natur bei.

Für mich aber war Italien ein neues Eldorado, eine Wiege meines so lange schlafen gegangenen Geistes und meiner Schöpfungskraft, in der sie sich wieder gesund schaukelte und zum rüstigeren Lebensmuthe erwachte. Nie hatte ich solchen sonnigen Himmel, solche süße milde Luft, solchen Glanz der farbenreichen Gestirne gesehen. Mein Blut floß in volleren Wellen durch meine Adern und ich sog den Blüthenduft der Natur und Kunst mit langen Athemzügen ein. Schon in der Schweiz hatten die Wunderschöpfungen Gottes meine Seele in höheren Schwung gesetzt, der Himmel Italiens aber und die ewigen Werke der irdischen Meister schlossen mir das innere Wunder des Menschengeistes auf. Wie der Klang einer großen Glocke hämmerte es in mir und ihre Töne riefen mich wach zum Dienste, für den ich nun einmal erschaffen zu sein schien.

Und noch mehr verstärkt wurden diese süßen Triebe durch die glücklichen Nachrichten, die ich um diese Zeit aus der Heimat erhielt. Jeden Abend seit meiner Abreise hatte ich das Erscheinen des strahlenden Hesperus erwartet und so mein süßestes Gelübde erfüllt. Wie meine Augen, so suchte mein Herz die goldene Bahn

des treuen Gestirnes auf, und ich fand stets, was ich suchte, die entfernte, unvergeßlich theure Geliebte. Und da kamen ihre Briefe, treulich durch das Bankhaus Sina in Wien nachgesandt, und meldeten mir, daß der Stern der Liebenden auch im Norden alle Abende aufgehe, daß er Wunder wirke und im Harren und Hoffen bestärke. Sowohl der Pfarrer wie Anna ermuthigten mich zu meinem fortgesetzten Kampfe und verhießen irdischen und himmlischen Lohn für die ausgestandenen Aengste und Sorgen. Im Pfarrhause selbst war Alles ziemlich beim Alten geblieben; nicht das Kleinste in Außendingen war verändert, im Innern der Familie nur ein Einziges. Und das wunderte mich nicht allein, es erregte mir sogar ein dunkles Bedenken. Anna schrieb, die Pfarrerin sei seit meiner Abreise liebreicher, freundlicher, umgänglicher geworden, sowohl gegen sie, wie gegen den Vater. Die ganze Familie säße sogar jetzt oft Abends beisammen und spräche von vergangenen und zukünftigen Zeiten. Die Pfarrerin wünsche, daß Anna sie in verschiedene Gesellschaften begleite und sie thäte es, allein ihr zu gefallen, nicht aus eigenem Behagen. Letzteres glaubte ich sehr gern, denn ich kannte sie ja. Ich sagte aber vorher, die nachgiebige Freundlichkeit der Pfarrerin habe mir Bedenken erregt, und

so war es. Auch sprach ich dasselbe in meinen Briefen gegen Anna offen aus. Eine geheime innere Stimme, deren Ursprung und Bedeutung ich nicht kannte, warnte mich wiederholt vor jener Frau, und als jene Stimme eines Tages sehr laut zu mir redete, schrieb ich Anna: „sie solle sich hüten; eine gewisse Person gehöre zu dem Geschlechte der Katzen und Tiger, die, wenn sie Blut begehren, erst schmeicheln und die stachlichte Zunge sanft auf die Haut legen, dann aber, wenn sie Blut sähen, plötzlich auf den eingeschläferten Feind losstürzten und die angeborene Mordgier befriedigten.“ Wie gesagt, woher mir diese Besorgniß kam, weiß ich nicht, ob sie gerechtfertigt worden, ist mir nie klar geworden, denn die nächstfolgenden Ereignisse nahmen für mich eine von allen meinen Vorsätzen und Entwürfen so verschiedene Wendung, daß ich noch heute nicht weiß, ob vielleicht die Vorahnung dieser Ereignisse jene Besorgniß nicht veranlaßt haben möge.

Doch kehren wir jetzt noch einmal nach dem schönen Lande Italien zurück, welches schneller zu verlassen, als wir geträumt, uns vom Schicksal beschieden war. Am liebsten wäre ich mit meinen Gefährten nach Griechenland und Kleinasien gereist, wovon auch bisweilen die Rede war, aber plötzlich schnitt

ein Brief aus der Heimat diesen Wunsch ab, indem Herrn von Malte angedeutet wurde, die vorgesetzte Reise zu vollenden, das heißt, durch Ungarn und Polen nach Rußland zu gehen und von dort nach Hause zurückzukehren. Und auch Bruno's Ansichten stimmten wunderbar genug mit diesen Winken überein. Er hätte das weichliche Leben des Südens satt, sagte er eines Tages, er begehre nach kräftigerer Speise, nach einem markigeren Menschenschlage; das ganze Italien sei nur eine Ruine, eine Todtenmaske, und die Menschen darin glichen girrenden Turteltauben mit lächerlich ergrimmter Leidenschaft; die reine und gesunde Urnatur mit Bären und Wölfen aber wüchse nur in Ungarn und Rußland. Auch habe er ein Gelübde gethan, noch vor Ablauf des nächsten Sommers aus dem Schuhe einer schönen Sarmatin zu trinken und das könne man nur in dem unvergleichlichen Lande Kosciusko's und Mazeppa's. —

Und so war denn die Reise über das adriatische Meer nach Triest beschlossen und wurde sofort eingeleitet. Ein österreichisches Schiff nahm uns an Bord und bald lagen die Gestade des schönen italischen Landes hinter uns.

III.

Ein Unglückstag.

Auch Ungarn hatten wir durchwandert; der Zweck aber, den Bruno's Eltern bei dieser Bestimmung vor Augen gehabt, ihren verwilderten Sohn durch verwildertere Gegenden und Völkerschaften reisen zu lassen, um in Anschauung ihrer düsteren Urzustände ihn zur geistigeren Erkenntniß seiner selbst zu bringen, schien nicht erfüllt werden zu sollen. Das schöne aber wüste Land wirkte das Gegentheil, was es wirken sollte; die Naturmenschen rüttelten seine eigene Urnatur wach und riefen die Furien auf, die tief in seinem Innern zu schlafen schienen. So lange der sonnige Himmel und die milde Luft des Südens über ihm lag, blieb er gleichsam eingelullt in süße kindlichere Träumereien. Der sanfte und harmonische Reiz, mit dem die äußere Natur an ihren gesegnet-

sten Stätten sich umhüllt, das Leidenschaftliche im Menschenherzen beschwichtigt und den Trieb nach Gewagtem und Ungeregeltem zurückdrängt, rief auch in seiner Brust die sanfteren Triebe hervor, die immer und ewig in jedem Menschen schlummern, und sei er auch noch so verderbt. Kaum aber wehten die rauhen Winde der Karpathen ihn an, so schien der alte Dämon in ihm zu erwachen; er bäumte sich auf wie ein wilder Geist der Nacht, und ließ ihn Dinge thun und sprechen, die mich oft um seinen Verstand besorgt machten. Hier half kein Zureden, kein Bitten, kein Fordern mehr, immer düsterer wurde seine finstere Stirn und immer unheimlicher prägte sich das dumpfe Gefühl seiner Seele in seinem zuckenden Mienenspiel aus.

„Wir wollen nach Polen," rief er einmal über das andere — „Polen, Polen, das ist das Land der Verheißung; da werden einst Stämme und Völker erstehen, die das künstliche Gebäude der civilisirten Welt in Schutt und Trümmer zu werfen bestimmt sind — dahin sehne ich mich, dahin zieht es mich."

Ja, es zog ihn dahin, das unwiderstehliche Verhängniß, und mich zog es mit ihm. Denn Anna's Vaterland war vom Schicksal auserlesen, die Heimat meiner Schmerzen und meiner noch heutigen Leiden zu werden. —

Endlich waren wir in Warschau angekommen, wo uns durch die Vorsorge unseres Bankiers ein kleines Haus in der Nähe der Ujazdow'schen Alleen gemiethet war. Hier schien es, als ob der schwirrende Geist des Grafensohnes sich sammeln wolle. Aber es war nur das Sammeln der Wolken, welche das aufsteigende Gewitter zusammenrafft, um seine gewaltigen Streiter um sich zu schaaren und siegreich davon zu stürmen über die bebende Erde und durch die krachenden Himmel. Hier, an dieser für mich so verhängnißvollen Stätte, nehme ich den abgerissenen Faden meiner Erzählung wieder auf und führe den Leser, der meine Schicksale vielleicht einst lesen wird, mitten hinein in unsern kleinen aber von unsichtbaren Dämonen bewohnten Kreis.

Das Haus, welches wir in Warschau inne hatten, gehörte, wie schon bemerkt, zu den Alleen von Ujazdow, ein mitten in der Stadt gelegener Parkgarten, dem Thiergarten in Berlin, oder dem Prater in Wien beinahe ähnlich. Nur bei Tage war die ziemlich einsame Gegend von etwa vorbeifahrenden oder reitenden Personen und einigen Spaziergängern belebt. Hundert Schritte hinter dem Wohnhause, durch einen kleinen Garten von ihm getrennt, lag ein unansehnliches Gebäude, worin der eigentliche Besitzer seine

Wirthschaft betrieb und, streng von uns geschieden, in gar keinem Verkehr mit den fremden Miethern stand. Das Innere des sogenannten Herrenhauses war mit dem für solche Wohnungen in Warschau üblichen Luxus ausgestattet. Es bestand aus einem größeren unteren und einem kleineren oberen Stockwerke, von denen das erstere Graf Marchfeld und Baron Malte, das letztere, eigentlich nur aus drei Mansardenstübchen bestehend, ich selbst und die beiden Diener bezogen hatten. Ich war mit meiner kleinen Wohnung vollkommen zufrieden und hatte sie mir nach meinem eigenen Gefallen behaglich genug eingerichtet.

Am zweiten Tage nach unserer Ankunft in diesem Hause trat der Baron sehr früh in mein Zimmer, und sogleich bemerkte ich an seiner jämmerlichen Miene, daß er wieder sehr leidend war. „Guten Morgen," sagte er kleinlaut und ließ sich seufzend auf mein Sopha fallen. „Zum Teufel, Sie wohnen hier eng. Aber was thut das in diesem Hundeleben! Ist es überhaupt nicht wie ein Sarg, worin man sich kaum bewegen kann? Ah, und das heillose Wetter! Sehen Sie mein neues Leiden an — ich glaube, ich bekomme die Wassersucht, denn ich schwelle förmlich auf."

„O! Sie sollten sich lieber beglückwünschen als

klagen, Herr Baron, das ist Fett — Zunahme Ihrer Leibeskraft —"

„Herr! Spotten Sie meiner? Hat man bei zunehmender Leibeskraft krankhafte Gefühle, wie ich sie habe? Nein, nein, es muß endlich anders werden oder ich unterliege. Morgen fange ich die Citronenkur an."

„Wie? Citronen? Wollen Sie die essen?"

„Ganz gewiß, funfzig Citronen täglich mit Zucker und ein wenig Weißbrot dazu. Das, sollen Sie sehen, hilft besser als Alles. O ich Thor, daß ich das früher nicht wußte! In dem gesegneten Italien wäre es ein Vergnügen gewesen und ohne Kosten geschehen — hier ist selbst eine Citrone verflucht theuer und saurer als Essig."

„Sie werden künftig noch viel mehr wissen, als Sie jetzt wissen, insbesondere aber, daß Sie auf eine unverantwortliche Weise mit Ihrem Körper umgegangen sind. Alle Ihre Abhärtungen, Kasteiungen, Kuren und was dahin gehört, haben nur dazu beigetragen, Sie kränker zu machen, als Sie waren, da ich Sie kennen lernte. Wenn Sie das läugnen, haben Sie entweder früher oder jetzt Ihr Uebelbefinden übertrieben."

Er sah mich starr an, denn so streng hatte ich

noch nie den Stab über sein maaßloses Leiden gebrochen.

„Was verstehen Sie von Krankheit!“ rief er plötzlich ärgerlich aus und fuhr mit beiden Händen gegen mich auf. „Sie sind zu gesund dazu, eigentlich niederträchtig, beleidigend gesund sind Sie. Aber, damit Sie auch eine Last auf dieser Welt tragen, mein lieber Lund, und das war der eigentliche Zweck meines Besuchs, so — so können Sie mir einen großen Gefallen thun.“

„Sehr gern. Soll ich Sie aus Leibeskräften bürsten?“

„O, keinen Scherz! Die Sache ist ernst. Sehen Sie, ich muß Ruhe haben bei meiner neuen Kur, und die genieße ich nicht, so lange mir die abscheulichen Geldgeschäfte auf dem Halse liegen. Täglich habe ich zwei, drei Wortwechsel mit dem Grafen, denn Sie wissen ja selbst, daß er mehr gebraucht, als ihm zu fordern zusteht. Bis jetzt habe ich nun den Seckel geführt. Sie stehen aber — und das werden Sie gewiß nicht läugnen — mit ihm jetzt auf einem so vertrauten Fuß, können mit ihm machen, was Sie wollen, er gehorcht Ihnen wie ein Windspiel —“

„Ja, wie ein ungehorsames, welches mir jeden Augenblick davonläuft —“

„O Sie scherzen, Sie scherzen, sind heut bei Laune, Sie Glücklicher; das kommt von Ihrer unüberwindlichen Constitution her — aber da — nehmen Sie — da ist das Gold, hier das Papier und hier das Rechnungsbuch. Das da ist Ihr Conto, das sein Conto, das mein Conto, und da hinten finden Sie die Bedienten. Wollen Sie?" Und er sah mir beinahe zärtlich in die Augen, als ob er sich bereits einer allerdings nicht geringen Last entledigt hätte.

„Herr Baron!" sagte ich fest. „Die Sache ist ernster als Sie denken —"

„Gott sei Dank, daß Sie das einsehen —"

„Ja — aber auf eine andere Weise, als Sie es meinen. Sie sind von den Eltern des Grafen bevollmächtigt, die Kasse zu führen, nicht ich. Wenn ich nun Mißbrauch damit triebe?"

„O, spielen Sie doch nicht mit mir —"

„Außerdem ist der Graf gewohnt, von Ihnen sein Geld zu empfangen oder es vergebens zu fordern, wenn Sie es ihm verweigern. Sie sind ihm ein bedeutend älterer und dadurch zuversichtlicherer Mann; außerdem kennt er Sie lange Jahre und gehorcht Ihnen deshalb eher."

„Ja, wie Ihr Windspiel, nur noch etwas ungehorsamer, aha!“

„Ich bin dagegen jung, unerfahren und nicht gewohnt, mit so großen Summen umzugehen. Er könnte einmal Geld von mir fordern und auf die Einhändigung bestehen —“

„Dann weisen Sie ihn zurück, ohne Erbarmen. O, aber das verstehen Sie ja prächtig mit Ihrer priesterhaften Geberde — so etwa — wie Sie immer die Hand heben. Haha! Mit einem Wort, Lieber, Sie thun mir einen ungeheuren Gefallen und machen mich vielleicht dadurch gesund —“

„Es ist dies eine ganz neue Kur,“ sagte ich zu mir und überlegte mir den unangenehmen Vorschlag. Der Baron aber liebkoste mich, indem er dicht an mich heranrückte und mir die Backen strich. „Ja,“ sagte ich endlich, halb verdrießlich und halb über den Hypochonder lächelnd — „ich will es; das heißt, ich will Ihnen den Gefallen thun, aber nur so lange die Citronenkur dauert — ist die zu Ende, dann liefre ich Geld und Bücher wieder an Sie zurück.“

„Wir wollen sehen, wir wollen sehen, Sie sind ein allerliebster Mensch. Aber Sie wissen, jeder Kur muß eine Nachkur folgen. Da haben Sie meine Hand, ich danke Ihnen, Sie sind wirklich ein braver und

ehrlicher Kerl — Gott soll mich strafen! — Nun aber wollen wir sehen, ob meine Rechnung stimmt.“ — Und wir beugten die Köpfe über die Bücher, sahen die Rechnung durch und fanden sie richtig. Mir aber schien dennoch ein Fehler darin zu sein, ein Hauptfehler, der darin bestand, daß ich sie fernerhin führen sollte. Ich war mit dergleichen nicht vertraut und es langten von Zeit zu Zeit sehr große Summen an, wie wir in den nächsten vier Wochen wieder eine erwarteten. Diese lagen nun wie eine neue Last auf meinem Herzen und ich verhehlte mir nicht, daß mir große Unannehmlichkeiten aus meiner gutmüthigen Einwilligung hervorgehen konnten.

Um zwölf Uhr begaben wir uns gemeinschaftlich zum Grafen und der Baron theilte ihm meine neue Würde und die Gründe mit, die ihn dazu bewogen hatten, sie mir zu übertragen. Der Graf lächelte, das heißt, er zog die Mundwinkel zusammen und kniff die Augen ein. Das sollte bedeuten, ich bin damit zufrieden, oder mir ist es einerlei — ich aber las darin, denn ich hatte mich seit langer Zeit geübt, sein Mienenspiel zu entziffern: „das ist ein herrlicher Tausch — nun werd' ich mir wohl Geld zu verschaffen wissen!“

Mit diesem unausgesprochenen aber von mir wohl-

verstandenen Gedanken übereinstimmend, richtete er sein Benehmen fernerhin gegen mich ein. Er schmeichelte mir, er machte mir kleine Geschenke, kaufte mir Bücher, die ich gern hatte, wie er wußte, und was dergleichen mehr war. Aber ich ließ mich dadurch keinen Finger breit von dem mir vorschwebenden Wege des Rechts ableiten, ich gab nur, was ich geben durfte und mußte, und es gelang mir auch in der ersten Zeit, Gründe genug ausfindig zu machen, um dem verschwenderischen Grafensohn die Nothwendigkeit meiner Handlungsweise als eine unabweisliche vorzustellen.

Das ging nun eine Zeit lang recht gut, bisweilen aber fielen schon einige harte Worte zwischen uns vor, wie bisher noch nie; der Graf zeigte eine unterdrückte Ungeduld gegen mich, zürnte in meiner Anwesenheit über seine Eltern, daß sie ihn darben ließen und wie einen Pfaffen erzögen, und sprach von der Engherzigkeit aller Menschen, wo es sich nur um ein paar lumpige Louisdors handele. Hierauf entgegnete ich ihm stets mit Ruhe, wie es mir meine Pflicht vorschrieb, daß jeder Mensch, der reichste wie der ärmste, seine Ausgaben nach seinen Einnahmen regeln müsse, und es gelang mir auch ziemlich, ihn von Woche zu Woche zu beschwichtigen, so daß er mit

den Summen, die er erhielt und die verhältnißmäßig sehr bedeutend waren, befriedigt schien.

Mit der regelrechten Verausgabung der Gelder aus meiner Hand aber war ich noch lange nicht zufrieden gestellt; ich fühlte vielmehr die Verpflichtung, auch die Verschleuderung derselben aus der Hand des mir anvertrauten thörichten Menschen so viel wie möglich zu beschränken. Dies war auch einzig und allein der Grund, warum ich mich ihm näher als sonst anschloß, seine Schritte bewachte und bei seinen Vergnügungen wenigstens so viel und so lange in seiner Nähe blieb, wie es mir das Gefühl der eigenen Würde und Sittlichkeit gestattete. Da betrat ich denn eine unbeschreiblich schlüpfrige Laufbahn. Ich war Augenzeuge von dem dämonischen Spiel und der Wuth der Leidenschaften losgelassener menschlicher Teufel. Ich stand an dem grünen Tische und sah die verzerrten leichenhaften Gesichter der Unglücklichen, die daselbst Gold und Unterhaltung erraffen wollten und Leben und Ehre verloren. Ich saß, oft der einzige Nüchterne, unter Trinkern und beobachtete, wie der Mensch, um sich den Göttern gleichzustellen im verführerischen Rausche, dem unvernünftigen Thiere sich zugesellte. O was sah ich nicht noch, wogegen sich noch jetzt mein reines Gefühl des Anstands und der männlichen

Ehrenhaftigkeit sträubt! Und Warschau war der Ort, wo derartige Orgien in ungeheuerster Größe verübt werden konnten. Unter eiserner Faust lebten die Geringen, die Armen; in gränzenloser Freiheit wußten die Vornehmen, die Reichen geheimnißvoll den Becher aller erdenkbaren Genüsse bis auf den letzten Tropfen zu leeren. Mich erfaßte ein unbeschreiblicher Ekel vor dem Leben und dem freigeborenen Menschen, den ich hier als den erniedrigten Sklaven seiner eigenen Leidenschaften kennen und verachten lernte. Hier schon faßte ich den Gedanken, mich so bald wie möglich von meinem unverbesserlichen Gefährten auf immer zu trennen.

Bei solcher Lebensart konnte es nicht anders sein, als daß Bruno von Marchfeld tiefer wie je in den Strudel der Ueppigkeit und des Leichtsinns versank. War er aber in Wien und Italien nur leichtsinnig gewesen, so wurde er hier wild. Er lernte die sarmatischen Ursitten sehr bald, und die Rauferei des zügellosen Geistes, ansteckender und verheerender als die des Leibes, zündete eine verzehrende Flamme in ihm an.

Eines Morgens fand ich ihn im Bette liegen und seine scharfen Rappiere noch schärfer schleifen. „Was thun Sie da?“ fragte ich mit umwölkter Stirn.

„Wie Sie sehen, schleife ich die unschuldigen Dinger.“

„Wozu das?“

„Man könnte sie einmal gebrauchen. Sie haben meine Nerven verweichlicht durch Ihr Kinderspiel — ich muß wieder ein Mann werden und bei Gelegenheit Blut sehen.“

„Auch ohne Blut zu vergießen kann man ein Mann sein — Sie haben mir ja versprochen —“

„Sparen Sie sich die Mühe — die Zeiten sind vorbei — haben Sie mir Geld mitgebracht, daß Sie mich so früh stören?“

„Nein! Sie wissen, daß ich es erst morgen vom Bankier empfange. Die letzte Sendung ist verbraucht.“

„So borgen Sie mir von Ihrem Ersparten —“

„Gern. Wieviel wollen Sie haben?“

„So viel Sie geben können.“ — Ich ging und holte ihm einige Louisdors.

Der Morgen des mir so verhängnißvollen 25. September des Jahres 1839 war angebrochen. Er weckte mich frühzeitiger als gewöhnlich durch einen heftigen Regenguß, der laut prasselnd an mein Fenster

schlug. Ich richtete mich von meinem Lager auf und schaute mich verwundert in dem trüben Morgengrauen um, das unbehaglich und kalt durch die Scheiben fiel. Dabei bemerkte ich, daß ich Kopfschmerzen hatte, was bei mir ein ungewöhnlicher Fall war, denn ich befand mich immer wohl. Zuerst wollte ich noch einmal einzuschlafen versuchen, aber es gelang mir nicht, die süße Ruhe war für diese Nacht dahin. Gleich darauf bemächtigte sich meiner eine eigenthümliche Unruhe und ich stand auf und kleidete mich wie gewöhnlich vollständig an. Dann trat ich an das Fenster und schaute hinaus. Es war neblicht draußen und in der beginnenden Tagesdämmerung sah ich den Morast glänzen, der alle Wege des Parks bedeckte, und den Nebel in wilden Gestalten um die Wipfel der Bäume ziehen. Mich fror und ich schauderte unwillkürlich zusammen. Das rührte aber mehr von innerer als äußerer Kälte her, denn die Luft, die durch das geöffnete Fenster einströmte, war milde und der Jahreszeit angemessen. Ich dachte über meine augenblickliche Lebenslage nach und schritt nach meiner gewöhnlichen Weise im Zimmer sinnend auf und ab.

Es giebt Tage im Leben, an denen wir sanft gestimmt und zu jedem Wohlwollen geneigt erwachen. Ruhig wenden wir dann unsere Schritte zu unseren

Geschäften, als ob kein Zwist, keine Zwietracht, keine Sorge in der Welt wäre. Aber dagegen giebt es andere Tage, wo es vom Morgen an wie eine Schlachtdrommete in uns donnert, in denen wir ungestüm vorwärts zu stürzen trachten, einem unbekannten Ziele entgegen, als würden wir von unsichtbaren Geißelhieben in die Weite getrieben. Wie an einem dünnen Faden scheint dann das Schicksal über uns zu hängen und schwer und wuchtig hin und herzuschweben, wie das regelmäßige Schwingen des Perpendikels der Lebensuhr; wir brauchen nur daran zu rütteln, und augenblicklich stürzt die centnerschwere Last herab, uns zu zersplittern, zu zermalmen. Woher kommt dieses Vorgefühl, woher stammt diese Ahnung, wie man es nennt? Giebt es unsichtbare Geister, die uns warnen, und körperlose Stimmen, die uns wach rufen aus unserer geistigen Erstarrung? Ich weiß es nicht. Aber ein solches Gefühl lag an diesem Tage auf mir und drückte meine Schultern fühlbar nieder in den Staub, mich zu demüthigen und zu ängstigen. So viel in meinen Kräften stand, kämpfte ich das schwere Gewölk nieder, welches sich um meine Seele gesammelt hatte und versuchte zu lesen, denn es war unterdessen heller Tag geworden. Bald darauf brachte mir Louis das Frühstück, da er schon meine Schritte

gehört hatte. Aber ich fühlte keinen Appetit und genoß daher nur wenig. Auch das Lesen behagte mir nicht, die Buchstaben kräuselten sich vor meinen Augen und der Geist in den Zeilen schien mir erlahmt und kraftlos, wie ich selber war. Ich nahm mein Reisetagebuch hervor und goß meine elegische Stimmung in eine lange Selbstschau aus. Um zehn Uhr endlich, nachdem ich dem Baron einen guten Morgen gewünscht, der in seiner Wasserkufe, unbekümmert um alle traurigen Stimmungen der Welt, nur seiner eigenen hingegeben saß, dabei aber behaglich seine erste Cigarre rauchte, brachte mir ein Kommis des polnischen Bankhauses, an welches uns Sina gewiesen, das seit vier Wochen sehnlich erwartete Geld. Ich trug die große Summe in das Rechnungsbuch ein, schloß das Gold in einen Kasten, worin ich auch mein eigenes erspartes Vermögen bewahrte, und steckte das Papiergeld in eine lederne Brieftafel, die ich stets in meiner Brusttasche bei mir trug, weil ich sie da sicherer hielt, als in dem hölzernen Kasten eines von aller Welt abgelegenen Hauses. Mittags speiste ich mit dem Grafen in einem Gasthofe der Stadt. Nach Tische ritt jener mit einigen polnischen Edelleuten spazieren und kam, wie ich von Louis hörte, etwa Abends um sechs Uhr nach Hause, wo er sogleich einige Fla-

schen Wein bringen ließ und sich seinem leidenschaftlichen Genusse hingab. Denn er befand sich gerade wieder in der Periode des Trinkens.

Es war sieben oder acht Uhr geworden und ich schrieb wieder an meinem Tische. Da ging die Thür auf uns Louis brachte mir einen Brief herein, der durch die Post, nicht durch unseren Bankier gesendet war, was mir ganz ungewöhnlich erschien. Der Diener verließ sogleich wieder das Zimmer und ich saß mit meinem Brief in der Hand allein. Die Adresse, von einer mir unbekannten Feder sehr zierlich und beinahe künstlich geschrieben, lautete: An Herrn Walther Lund, Begleiter des Herrn Grafen Bruno von Marchfeld, augenblicklich zu Warschau, Allee Ujazdow No. 18. Der Poststempel ließ Berlin als Abgangsort erkennen. Das Petschaft, womit er gesiegelt, war das mir ebenfalls unbekannte Wappen eines Edelmanns, einen Fuchs mit einem Wolfe im Kampfe zeigend.

„Wer in aller Welt," sagte ich leise zu mir, „kann in Berlin so genau wissen, wo ich bin? Im Pfarrhause zu Glindow allein kennt man den Ort meines Aufenthalts, wie er hier bezeichnet ist. Sonderbar! Aber Anna sendet mir stets ihre Briefe, da dieses bei unserem häufigen Ortswechsel sicherer ist,

durch den Bankier. Dieser Brief muß daher von den Anverwandten des Grafen kommen — ja, das ist es. Vielleicht wird mir eine geheime Mittheilung gemacht, vielleicht — ach! das wäre herrlich! — der Abschied ertheilt."

Noch sinnend über den fremden Schreiber und den vermuthlichen Inhalt des Briefes, saß ich unbeweglich da. Mir zitterte unwillkürlich das Herz in der Brust. Ach! seitdem ich diesen Brief an jenem Tage empfangen, zittere ich jedesmal, wenn ich einen Brief erhalte, dessen Adresse von unbekannter Hand geschrieben ist.

Eben griff ich nach einer Scheere, um das Couvert des Briefes unbeschadet des schönen Wappens zu zerschneiden, als es an meine Thür klopfte. Auf meinen Ruf trat Friedrich, des Grafen Leibdiener, ein und ersuchte mich im Namen seines Herrn, augenblicklich zu diesem zu kommen, der großes Verlangen nach mir trage.

Ich erhob mich sogleich, steckte den Brief in die Tasche, worin ich das Papiergeld verwahrte, knöpfte meinen Rock bis an das Kinn zu, löschte mein Licht und folgte dem voranschreitenden Diener auf dem Fuße nach.

Als ich ins Zimmer des Grafen trat, sah ich

ihn anfangs kaum; Wein- und Tabacksdünste verdickten die Luft desselben und ich mußte mein Auge erst an den Nebel gewöhnen, der es verschleierte. Endlich sah ich meinen Zögling auf dem Sopha in seiner gewöhnlichen, türkischen Kleidung liegen, die etwas in Unordnung war, denn aus den feinen Falten seines Hemdes blickte die bloße Brust hervor. Sein Gesicht war sehr bleich, seine Augen glänzten noch ausdrucksloser als gewöhnlich und aus den von Zeit zu Zeit geöffneten Lippen blies er in starken Stößen den narkotischen Dampf in die Luft. Auf dem Tische, der wie in Wien mit allerlei Tand belegt war, brannten einige Kerzen, die der Diener noch um zwei vermehrte, ehe er das Zimmer verließ.

„Es ist gut, daß Sie kommen, Lund," redete mich der Graf mit etwas lallender Sprache an. „Ich habe Langeweile, das Wetter ist abscheulich — hören Sie, wie der Regen wieder an die Fenster schlägt — ein schändlicher Tag! Man kann nicht einmal ausgehen."

„Aber man kann einen Wagen bestellen, der Sie ins Theater fährt."

„Lassen Sie das — ich liebe das Puppenspiel nicht und bin ein besserer Komödiant, als alle die lumpigen Kerle auf den hölzernen Brettern."

„Ich glaube, es ist heute Ballet —“

„Ach was! Auch das habe ich satt — ich habe Alles satt — die ganze Welt und mich vor allen Dingen. Aber ich weiß etwas, was noch für unsereins das Beste ist. Wir wollen trinken. Wünschen Sie Tokaier oder Champagner? Es ist beides da.“

„Mir ist es gleich, was ich trinke; ich fühle mich überhaupt nicht besonders dazu aufgelegt — ich befinde mich heute etwas unwohl.“

„Sie auch? O so geht es mir gleichfalls. Heda, Lund, mein edler Mentor! Aufgeschaut! Wir müssen uns einen kleinen Spaß machen. Dadurch vertreibt man die bestialische Krankheit. Da ist eine Flasche alten Gewächses — entkorken Sie den höllischen Magyaren und träufeln Sie ihn sich und mir ein.“

Ich that es, denn der Korkzieher lag auf einem kleinen Teller neben der fest versiegelten Flasche. Ich trank rasch ein Glas des feurigen Weines aus und fühlte, daß er mir wohlbekam, indem er einen freundlichen Strom gesunder Lebenswärme durch meine Adern goß.

Gleich mir trank auch der Graf, aber er blieb nicht bei einem Glase stehen, sondern ließ rasch dem ersten das zweite und dritte und bald noch mehrere folgen.

„Herrlicher Wein!“ sagte er, mit der Zunge schnalzend; „der gießt Leben in das morsche Gebein des Todes.“

„Des Todes?“ fragte ich. „Sie sind ja lebendig.“

„Freilich — noch! Aber wie lange kann ich's noch machen, he? Sagen Sie mir das, Sie wissen ja so Vieles — aber sein Sie aufrichtig.“

Ich glaubte eine Stunde gekommen, wo ich ihm meine ernste und tief gefühlte Meinung über sein zügelloses Leben enthüllen konnte und ließ mich in einigen freundlichen Redensarten, obwohl mit großer Vorsicht, darüber aus.

„Ach was!“ rief er und trank noch ein Glas Ungarwein. „Das wollt' ich nicht hören, darum sind Sie nicht gerufen. Lassen Sie das. Wie lange, meinen Sie, kann ich noch leben?“

„Ich bin weder ein Arzt, noch ein Wahrsager. Wenn ich aber Alles zusammen fasse und Sie bei Ihrer Lebensweise beharren, so, glaube ich, erreichen Sie nicht das vierzigste Jahr.“

„Vierzig Jahre! Beim Satan! Was sollte ich noch so lange auf dieser Welt umherirren — das wäre mir kein angenehmes Geschenk.“

„Das Leben giebt Gott —“

„Ja, ich weiß es, und den Tod auch. In die Hölle oder in den Himmel, wenn die Stunde ruft, mir ist es einerlei, nur nicht zu lange darf dies Hundeleben dauern!“

„Das ist Ihnen nicht einerlei.“

„Woher wissen Sie das?“

„Weil jetzt der Wein aus Ihnen spricht und die Galle, die Sie über das verflossene Leben schmecken — nicht aber Ihr Verstand, Ihr Herz — Ihre unsterbliche Seele —“

„Dummes Zeug! Ich habe weder das eine, noch das andere. Ich habe aber noch Eins nicht — wissen Sie, was das ist?“

„Nein, Herr Graf, das weiß ich nicht.“

„Ich habe kein Geld und Geld ist das Einzige, was ich haben muß, wenn ich leben soll.“

„Das haben Sie ja auch. Es ist heute ein bedeutender Wechsel eingelaufen, der letzte bis Petersburg.“

„Vortrefflich! Und das sagen Sie mir so spät? Geben Sie her.“

Und ich nahm eine kleine Rolle Dukaten, die ich zu dem Ende in die Tasche gesteckt hatte, und legte sie auf den Tisch.

„Hier ist Geld!“ sagte ich ernst.

Sogleich griff er gierig danach und zählte es rasch auf dem Tische auf. „Zwanzig Dukaten? Das ist zu wenig — geben Sie mir mehr.“

„Für den Augenblick nicht. Sie wissen es ja, ich darf nicht.“

„Sie dürfen nicht? — Aber ich will es. Ich habe gestern eine Spielschuld gemacht und morgen früh muß ich sie zahlen.“

Das war nicht wahr, ich wußte es bestimmt. Auch spielte er jetzt überhaupt nicht, denn, wie gesagt, er trank gegenwärtig nur, und er übte immer nur eins oder das andere, nie beides zusammen, „das wäre kein reiner Vollgenuß,“ pflegte er zu sagen.

„Herr Graf!“ rief ich mit erhobener Stimme, „Sie sagen mir nicht die Wahrheit. Ich weiß es gewiß, Sie haben gestern nicht gespielt.“

„Schweigen Sie — Sie ermüden mich mit Ihren Grobheiten.“

„Ich bin nicht grob, wenn ich die Wahrheit spreche, und die werde ich verkündigen, so lange noch Athem in mir ist. Sie kennen mich.“

„Ja, ich kenne Sie — Sie Heuchler!“

„Ereifern Sie sich nicht, Herr Graf — ich entferne mich schon. Morgen wird es Ihnen leid thun,

daß Sie mich in der Hitze des Weins einen Heuchler genannt haben.“

„So werde ich Sie morgen auch noch nennen.“

„Vielleicht auch nicht — ehe Sie morgen Ihr Bett verlassen haben, werde ich nicht mehr in Warschau sein —“

Er stand mit weit aufgerissenen, gläsernen Augen da und starrte mich sprachlos an. Die unerwartete Aufkündigung meines Dienstes hatte ihn einen Augenblick niedergedrückt, wenigstens kam es mir so vor. Aber ich irrte mich; er sammelte nur seine Wuth, um sie auf einmal wie ein Donnerwetter auf mich niederregnen zu lassen.

„Wie?“ sagte er, indem er sich geschmeidig wie eine Katze mir auf einige Schritte näherte. „Sie wollen mich verlassen? Warum das?“

„Weil Sie mich unwürdig behandeln und ich das nicht von Ihnen verdiene.“

„Sie verdienen gar nichts, Sie Lump, Sie Bettler, Sie — Pfaffengelichter!“

„Herr Graf!“ rief ich und erhob drohend mein Haupt, wobei mir die Augen, wie ich fühlte, Blitze schleudernd aus ihren Höhlen traten. „Herr Graf — genug der Schimpfreden! Ich bin ein Mann und kein Lump — ein um Lohn dienender Mensch aller-

dings — aber kein Bettler. Und da ich doch einmal gehe, so hören Sie meine Meinung vollends an."

„Was wollen Sie noch sagen?" schnaufte er mich an und streckte die rechte Hand nach dem Tische aus, worauf wie gewöhnlich die geschliffenen Rappiere lagen.

„Ich wollte Ihnen das letzte Schimpfwort, womit Sie mich ungerechter Weise belastet, nur kurz auseinander setzen. Es besteht aus zwei Worten. Wenn beide hier angewandt werden können, so muß man sie theilen. Ich nehme den Pfaffen auf mich, und Ihnen — Ihnen bleibt — das Gelichter!"

Aber da hatte ich den Tiger in ihm entfesselt. „Das Reisegeld! das Reisegeld!" schrie er wuthschnaubend aus, sprang auf die eine Waffe los und schon funkelte sie im Kerzenlicht dräuend über meinem Haupte. Ich aber wollte mich nicht tödten lassen, wie ein Hund. Pfeilschnell sprang ich nach der zweiten Waffe — glücklich erfaßte ich den Griff, aber leider etwas zu spät. Denn als ich sie vorwärts mit eisernem Arme ihm entgegenstreckte, fühlte ich bereits einen furchtbaren Schlag auf meinen Scheitel niederfallen, während der wüthende Mensch mit seiner ganzen Leibeskraft in meinen vorgestreckten Degen rannte.

Alles war das Werk eines Augenblicks gewesen.

Mir war plötzlich zu Muthe, als ob ein dunkler Vorhang vor meine Augen und vor meinen Geist herabgelassen würde. Ich fühlte mich ohnmächtig werden. Eine warme Flüssigkeit — es war mein eigenes Blut — floß mir in breitem Strome vom Kopfe herab und füllte mir Augen, Nase und Mund. Ich taumelte rückwärts — griff instinktmäßig nach der Thür — öffnete sie und, nicht wissend, ob rechts ob links schreitend, wankte ich einige Schritte fort. Plötzlich fühlte ich eine kalte Luft meinen heißen Körper anwehen und noch kältere Tropfen auf meinen offenen Schädel fallen. Schnell noch einige Schritte aufs Gerathewohl oder schon besinnungslos vorwärts stürzend, fiel ich plötzlich nieder und verlor mein Bewußtsein.

IV.

Das Kloster der barmherzigen Schwestern.

Wie lange ich so mitten auf der morastigen Straße gelegen, weiß ich nicht, obgleich es nicht lange gewesen sein kann, weil sonst anzunehmen wäre, daß man mich vom Hause aus, nachdem man den unglücklichen Vorfall erkannt, hätte suchen müssen, ob man mich nun für einen Mörder oder einen Gemordeten hielt. Den ersten zu ergreifen, dem letzten beizuspringen, schien mir so natürlich zu sein, daß es sich fast von selbst verstand, allein in der Umgebung des Grafen war jedes natürliche Ding so aus dem gewöhnlichen Geleise der Sitte und des Herkommens gerückt, daß Alles, was geschah, stets anders geschah, als es geschehen mußte. Genug, ich kam wieder zu mir, ehe man mich suchte, und wahrscheinlich zu meinem Glück; ich erwachte wenigstens so weit zum

Selbstbewußtsein, daß ich hörte und sah, was um mich her vorging. Aber das schien für den Augenblick nichts Erfreuliches zu sein. Ein rasch heranfahrender Wagen, an dessen Schlage zwei Laternen brannten, war es, der meine schlafenden Sinne zuerst erweckte. In Gedanken schon von den daherbrausenden Pferden überrannt und von den Rädern des Wagens zermalmt, befahl ich Gott meine Seele. Aber es war anders im Rathe des Himmels beschlossen, denn dieser Wagen sollte meine unbekannten Retter herbeiführen. Kaum nämlich waren die edlen Pferde, die ihn zogen, im schnellsten Laufe in meine unmittelbare Nähe gelangt, so daß der unter ihren Hufen hervorspritzende Koth mich schon benetzte, so sprangen sie plötzlich zur Seite und hielten den Wagen dadurch auf. Ein Diener, der neben dem Kutscher auf dem Bocke saß, sprang zur Erde und forschte nach der Ursache des unerwarteten Vorfalls. Er fand mich sehr bald auf und ich sah ihn sich tief über mich nieder bücken, wobei ich zu ihm in polnischer Sprache sagte: „Helfen Sie mir!"

„Ah!" rief er dagegen französisch aus — „es ist ein blutender Mensch!" Sogleich stieg ein Mann aus der Kutsche und ich fühlte, daß man mich aufrichtete und beim Laternenscheine des Wagens genauer

betrachtete. Ich muß einen schauderhaften Anblick dargeboten haben, dennoch aber mochte man mir ansehen, daß ich ein gebildeter Mann sei, denn ich wurde in den Wagen gehoben, worin mich ein Diener aufrecht erhielt, während der Herr selber sich zum Kutscher setzte. „Fahr bei den barmherzigen Schwestern vor," sagte jener zu diesem, „wir kommen dicht an ihnen vorbei."

Durch die rasche Bewegung und den vermehrten Blutverlust wieder erschöpft, sank ich abermals in Besinnungslosigkeit, und als ich aus dieser nach längerer Zeit wieder zu mir kam, fand ich mich entkleidet auf einem etwas harten Lager in einem ziemlich geräumigen, grünen Zimmer liegen, in dem ich unfern des meinen, noch ein Bett mit einem Kranken stehen sah. Um mich herum, das erkannte ich aber erst nach langer, mit allen zusammengehaltenen Seelenkräften aufgebotener Ueberlegung, waren drei Personen beschäftigt. Ein Arzt, der meine große Wunde besichtigte, untersuchte und verband, nachdem er mir die Haare rings herum abrasirt; ein sehr alter Mann, der sich durch seine Worte sogleich als einen Geistlichen ankündigte, und eine im Nonnengewande thätig um mich besorgte Frau. Das war Alles, was ich zuerst bemerkte, und erst nach längeren Pausen, in

denen völlige Bewußtlosigkeit mit Schwerbesinnlichkeit abwechselte, erforschte ich die Gesichtszüge dieser mitleidigen Leute und unterschied ihre Worte, die sie zu meiner Freude in deutscher Sprache von sich gaben.

„Nun, wie steht es, lieber Doktor?“ fragte der alte Geistliche mit schneeweißem langen Haupthaar, wie ich jetzt sah. „Ist der ganze Schädel zerschmettert, wie bei jenem da, oder hast Du mehr Hoffnung?“

„Hochwürdiger — ja — warum soll man nicht hoffen — ich hoffe immer — der Knochen ist nicht ganz, nur halb durchhauen; die Waffe war scharf und die Gewalt groß, aber die Erschütterung des Gehirns scheint nicht bedeutend zu sein. War der Schädel des jungen Mannes ein wenig weicher, so hätte man ihm das Gehirn mitten durch geschnitten.“

„Ein schöner Trost!“ dachte ich und schloß wieder Ohren und Augen. In halb taumelndem Geisteszustand blieb ich die Nacht über liegen, ich fühlte wohl Schmerz in der Wunde, aber er war erträglich; vielleicht konnte ich nicht recht zur Empfindung desselben gelangen, denn irre Träume wankten an meiner Seele vorüber, nur bisweilen erschreckten mich das laute Stöhnen und abgerissene klagende Worte des in meiner Nähe liegenden Kranken, und da sah ich denn jedesmal, daß die Klosterfrau, die mir von Zeit zu

Zeit kalte Leinentücher über den Kopf legte und mein Gesicht mit einem lauen Schwamme wusch, von mir hinweg an das Bett jenes eilte.

Ob es am nächsten oder erst am zweiten Tage nach meiner Verwundung war, wo ich die Augen aufschlug und unter meinem Verbande hervor meine Umgebung zum ersten Male deutlicher als früher erkannte, weiß ich nicht recht.

„Bist Du wach, mein Sohn?" fragte freundlich die Frau und beugte ihr mildes und blasses, noch ziemlich jugendliches Gesicht über mich herab.

„Ja, ich bin wach — aber wo befinde ich mich?"

„In einem klösterlichen Krankenhause, mein Sohn, wo man Verunglückte aufnimmt, sie wo möglich heilt und unter dem Beistande des Allmächtigen von barmherzigen Schwestern, was auch ich bin, bedienen läßt."

„Ich bin wohl sehr schwer verwundet?"

„O ja, aber nicht tödtlich. Bist Du Deiner Sinne vollkommen mächtig, mein Sohn?" — Nachdem ich eine bejahende Antwort gegeben, fragte sie mich, ob ich katholisch sei und vielleicht den Wunsch nach dem tröstenden Zuspruch eines Geistlichen hegte?

„Ich bin nicht katholisch," erwiderte ich, „aber selbst ein angehender Diener Gottes und habe also

Ehrfurcht vor allen seinen würdigen Dienern. Sende mir daher einen gütigen Mann hierher, meine Schwester, und ich denke schon mit ihm fertig zu werden. Aber woher kommt es, daß Du deutsch sprichst?"

„Wir sind aus Schlesien hierher gekommen, sowohl der Arzt des Hauses, wie auch ich und zwei meiner Schwestern, die in den Nebenzimmern ihre Kranken pflegen. Erst um Weihnachten, wenn wir hier unsere Pflicht erfüllt und jüngere Schwestern zum Berufe angeleitet haben, kehren wir in unser Vaterland zurück. Du bist auch ein Deutscher?"

„Gewiß — aber ich spreche auch französisch und etwas polnisch."

„Es ist beides hier nicht nöthig; der Prior, den ich Dir holen werde, spricht eben so gut deutsch, wie Du." Und mir noch ein frisches Tuch um den Kopf legend und einen trüben Blick auf meinen kranken Gefährten werfend, verließ sie das Zimmer, ohne daß ich ihren leisen Tritt vernahm.

Nach kurzer Zeit erschien sie mit dem alten Manne, den ich schon früher erblickt und den ich sogleich wieder an seinem schneegelockten Haupte erkannte. Er war sehr alt, sein Gesicht mit unzähligen Runzeln bedeckt, aber in jeder derselben spiegelte sich unverkennbar eine unglaubliche Güte und eine tiefe

Frömmigkeit ab, so daß er mir vom ersten Augenblick an die hingebenste Ehrfurcht einflößte.

Der edle und mir unvergeßliche Mann leitete sein Gespräch mit mir durch die Frage nach meinem Namen und meinen Verhältnissen ein. Ich beantwortete Alles, wie ich es mit reinem Gewissen konnte, genau und bis ins Kleinste hinein. Er hörte mir schweigend und aufmerksam zu, seine Theilnahme schien sich von Augenblick zu Augenblick zu verdoppeln. „Also, Du bist ein junger Priester?“ sagte er endlich.

„Noch nicht, mein Vater, aber ich bereite mich schon seit langen Jahren darauf vor, meinem Gott so aufrichtig zu dienen, wie Du.“

„Gott gebe, daß es Dir gelingen möge! Du gehörst zwar, wie ich sehe und höre, nicht der Kirche an, zu der ich mich zähle, aber mein Alter ist so hoch betagt und das Leben hat mich so Vieles gelehrt, daß ich vor Gott alle wahre Christen gleich erachte. Was aber denkst Du darüber?“

„Ich denke wie Du und ich beweise es Dir damit, daß ich zu Dir dasselbe kindliche Vertrauen hege, wie zu dem edelsten Priester meiner evangelischen Kirche. Wie alt bist Du?“

„Im nächsten Jahre werde ich achtzig.“

„Gott segne Dich!“

„Ich danke Dir. Hast Du vielleicht eine Schuld auf Dir, die mit Deinem jetzigen Schicksal in Verbindung steht, die Dich drückt und durch deren Mittheilung gegen mich Du Deine Brust erleichtern könntest? Ich dringe nicht in Dich, mir zu vertrauen, aber ich möchte Dir helfen, denn Du gefällst mir in Deiner Offenherzigkeit wohl.“

„Ich habe in dieser Beziehung keine Schuld auf mir, es drückt nichts mein reines Gewissen“ —

„Aber Du bist verwundet, mein Sohn — woher das?“

„Weil ich zu einem Gottlosen von der Allmacht Gottes sprach“ —

„Ach!“ seufzte der ehrwürdige Priester. „Je mehr Religion in der Welt, um so mehr Anfechtung und Krieg! Welcher Widerspruch in Deinen Geschöpfen, Allgütiger! Fahre fort, mein Sohn, ich bin begierig, die Veranlassung Deiner jetzigen Lage zu erfahren.“

Und, von dem heiligsten Vertrauen zu diesem edlen Manne überwältigt, erzählte ich ihm mein ganzes Verhältniß zum Grafen Bruno von Marchfeld, vom Anfang bis zum Ende, und beschwor auf das heilige Evangelium die Wahrheit meiner Worte, wie ich es mit gutem Gewissen konnte. Er hörte mir aufmerk-

sam zu und als ich fertig war, sprach er abseits leise mit der Schwester Martha — so hieß sie — und mit dem Arzte, die eben hinzugekommen waren, um nach meinem Verbande zu sehen. Als ich diese Beichte abgelegt, fühlte ich mich ungemein erleichtert. Ich hatte die instinktartige Empfindung, als ob man mir nun nichts mehr anhaben könne und als wäre der ganze Streit der Gegenwart für immer geschlichtet.

Mehrere Tage vergingen, ohne daß etwas Bedeutenderes um mich vorgefallen wäre, der Prior aber besuchte mich häufiger und sprach über Verschiedenes länger mit mir, um mich zu erheitern und mit Lebenshoffnung zu füllen. Auch zwischen der Schwester Martha und mir entwickelte sich ein angenehm freundschaftliches Verhältniß und sie unterhielt sich gern und fleißig mit mir. Mein Gefährte aber, der neben mir im Bette lag und ein junger, in einem Duell verwundeter Oesterreicher war, wurde von Stunde zu Stunde kränker und man erwartete seine Auflösung jeden Augenblick.

Am nächsten Tage aber erst, nachdem man ihm die Sterbesakramente gereicht, trat diese ein. Man war eben um ihn beschäftigt, als der Prior aus dem Zimmer abgerufen wurde. Er ging hinaus, kam

aber nach einigen Augenblicken wieder herein und sagte schnell zu mir:

„Mein Sohn, bereite Dich auf einen ernsthaften und unerwarteten Auftritt vor. Was Du aber auch hören magst, enthalte Dich jeder Aeußerung bei unserem Gespräch und stelle Dich, als ob Du fest schliefest.“

Gleich darauf ging er wieder fort und nur Martha blieb am Bette des Sterbenden sitzen, auf den ich angstvoll meine Blicke gerichtet hielt, denn ich war nie einem Menschen so nahe gewesen, der das Zeitliche mit dem Ewigen vertauscht.

Wenige Minuten später öffnete sich die Thür und unter Vorantritt des Priors traten zwei Männer ins Zimmer, die ich an ihrer Kleidung als Polizeibeamte erkannte und von denen der eine augenscheinlich von höherem Range war, als der andere. Sie blickten sich sogleich wie Spürhunde im Krankenzimmer um; ihre Augen aber wurden durch Martha, die noch neben dem Sterbebette stand, und den Prior abgeleitet, der die Fremden sogleich an das Lager des eben Verscheidenden führte.

„Sie wollten Walther Lund sehen und sich von seinem Befinden überzeugen, meine Herren,“ sagte er

mit seinem gewöhnlichen milden Tone. „Hier ist er, was wollen Sie von ihm?“

„Er ist ein Mörder an dem Leben seines Herrn und ein Dieb an seinem Eigenthum.“

Als ich diese schrecklichen Worte vernahm, brach mir beinahe das Herz. Es war gut, daß keiner der Fremden die Augen auf mich gerichtet hielt, denn er hätte die dunkle Röthe der Schaam und Entrüstung auf meinem Gesicht bemerken müssen, welcher sogleich die Blässe des Schreckens und der Furcht folgte. „Ich ein Mörder und ein Dieb! O Gott!“ —

„Machen Sie das mit ihm selber aus, mein Herr,“ fuhr der Prior fort, „ich überlasse Ihnen den Mann. Fragen Sie ihn, wie er sein Thun verantworten will. Aber beeilen Sie sich, denn Sie sehen, er stirbt.“

„Heda, mein Herr!“ rief die rohe obrigkeitliche Person mit scharfer Stimme und legte hart ihre schwere Hand auf den schon erkalteten Arm des bereits verschiedenen Dulders. „Heda! wo haben Sie das Geld des Herrn Grafen? Schade! ich glaube, er ist schon todt. Nun, nach Sibirien werden sie ihn nicht mehr bringen.“

Schon wollte mein Rechtlichkeitsgefühl, das sich mit dem Thun des Priors nicht einverstanden erklären

konnte, die Warnung desselben, zu schweigen, was ich *auch* hören würde, vergessen; das Wort Sibirien aber, ob ernstlich, ob nicht gemeint, drängte die Stimme meines Gewissens zurück. Ich wandte ruhig den Kopf, um noch besser hören zu können, was gesprochen wurde und stellte mich schlafend, so gut ich es vermochte.

„Wer ist der da?" fragte der Beamte, wahrscheinlich auf mich deutend.

„Moritz Brand, ein österreichischer Student, im Zweikampf verwundet."

„Meinetwegen, warum ist die junge Welt so vorlaut. — Aber, hochwürdiger Prior, ich habe hier noch drei Aufträge zu erfüllen. Ich muß mich durch den Augenschein von der Verwundung jenes Menschen, des Grafenmörders, unterrichten; sodann, wenn er todt ist, muß ich mir den Todtenschein erbitten; und endlich, wenn er wirklich todt ist, muß ich — muß ich" —

„Was müssen Sie noch?" fragte der Prior mit ernsterer Stimme, als gewöhnlich.

„Ich muß Sie auffordern, mir das Geld des Verstorbenen einzuhändigen, welches man bei ihm vorgefunden hat."

„Das Geld? Des Todten? Des hier im Kloster

der barmherzigen Schwestern Verstorbenen? Mein Herr, über diese Forderung muß ich mich wundern. Sind Sie nicht ein Mann des Rechtes und des Gesetzes? Kennen Sie also auch nicht das Recht unseres Klosters, welches die Gesetze beschützen?"

„Ich kenne es, ja; aber in diesem besonderen Falle, meine ich, dürfte eine Ausnahme von der Regel gemacht werden, da das hinterlassene Vermögen des Verstorbenen nicht ihm, sondern einem anderen, dem Bestohlenen gehört."

„Nein, mein Herr, hier sind nie Ausnahmen gemacht und werden nie welche gemacht werden. Das Kloster thut jedem Verunglückten ohne Ausnahme seine Pforten auf, ob er ein Schuldiger ist oder nicht, um ihn wo möglich zu heilen. Stirbt er aber, so ist sein bei ihm vorgefundenes Eigenthum das Eigenthum des Klosters geworden und Ansprüche daran hat Niemand auf der Welt mehr. Dadurch allein erhält es sich und besoldet seine Diener. Auch hat der Czaar, den Gott segnen möge, dieses alte Gesetz bestätigt und keine Ausnahme von der Regel festgesetzt."

„Sie sind in Ihrem Recht, hochwürdiger Herr, ich gestehe es ein, aber — lassen Sie uns die Sache ein wenig überlegen. Sie sollen auch der Erbe des Menschen da sein, man will Sie keinen Falls berau-

ben; ich habe Auftrag sogar dazu, Ihnen das zu sagen, denn er hat in der Wohnung des Grafen alle seine Besitzthümer gelassen" —

„So — dann ist er aber auch kein Dieb, wie Sie sagen — und worin bestehen diese Besitzthümer?"

„In Kleidern, Büchern und dergleichen mehr."

„In weiter nichts?" forschte der Prior. „Der Kranke hat mir kurz vor seinem Tode gesagt, er habe auch eine bedeutende Summe Geldes in der Wohnung des Grafen gelassen — der Diebstahl schwindet also noch mehr zusammen — wird man mir diese Summe vorenthalten?"

„Bei Leibe nicht, ich denke und sage das nicht."

„Gut, so schaffen Sie das Eigenthum Walther Lunds hierher, sein Geld mit einbegriffen, und dafür sollen Sie die Summe, die bei ihm vorgefunden wird, in Empfang nehmen."

„Ich bin es zufrieden. Darf ich mir den Todtenschein ausbitten, Herr Doktor?"

„Sehr gern," erwiderte dieser, der als stummer Zeuge dieser sonderbaren Verhandlung beigewohnt, und verließ mit den beiden Beamten das Zimmer. Kaum waren sie hinaus, so schloß der Prior die Thür fest zu und trat an mein Bett. „Hast Du gehört, mein Sohn?"

„Leider ja, Sie haben eine Lüge auf Ihr Haupt genommen.“

„Eine Nothlüge, ja, für Dich und zu Deinem Besten; Du wirst das noch später begreifen und Gott wird sie mir verzeihen. Er hat Dein Herz begnadigt, daß Du mir die Wahrheit sagtest, und mich, daß ich Dir beizustehen eine Aushülfe fand. Wie verhält sich das aber mit dem Gelde des Grafen?“

„Sie haben die Wahrheit gehört,“ sagte ich; „in meiner Brieftafel, die in der Brusttasche meines Rokkes sich befand, ist die Summe befindlich, die dem Grafen gehört.“ Und ich theilte ihm genau den Zusammenhang der Sache mit.

„So hat es ja seine Richtigkeit damit. Martha, wo ist der Rock unseres Kranken?“

„Alles ist in Ordnung,“ entgegnete Martha, „ich habe das Geld gleich am ersten Tage in Sicherheit gebracht. Soll ich es holen, Hochwürdiger?“

„Nicht eher, Schwester, als bis die spitzbübischen Beamten die Hinterlassenschaft des vermeintlichen Gestorbenen bringen; denn, bleibt er am Leben, so gehört alles Geld, was er bei sich hat, ihm allein.“

„Niemals!“ rief ich aus. „Ich werde keinen Pfennig von dem behalten, was nicht mein ist.“

„Warte geduldig, die Zeit wird lehren, was ge-

schehen muß. Wie groß ist aber Dein eigenes Vermögen? Ich muß das wissen, damit sie Dich nicht betrügen."

Ich nannte genau die Summe und der Prior beruhigte sich. Vierundzwanzig Stunden später aber brachte ein Unterbeamter meinen wohl verschlossenen Koffer nebst Schlüsseln und händigte dem Prior die von mir angegebene Summe in Gold aus. Man war also eben so ehrlich wie ich, was ich auch nicht anders erwartet. Ich hatte auch den Prior gebeten, den Beamten zu fragen, wie es dem Grafen gehe und ob er bedeutend verwundet sei? Er brachte mir die Nachricht, daß er tödtlich krank darnieder liege, da ihm meine Waffe in die Lunge gedrungen. Die Aerzte gäben aber dennoch Hoffnung, ihn zu retten. Auch fügte der Berichterstatter hinzu, daß es dem Herrn Baron leid gethan habe, zu hören, daß Herr Lund gestorben sei, er möge ihm ein anständiges Begräbniß zu Theil werden lassen und seine Gebeine segnen.

„So!" dachte ich, „begraben also wie ein Hund, dem man nicht einmal die Ehre einer Begleitung gönnt. O Menschen, Menschen, wie verfahret Ihr gegen einander!"

So kam ich unerwartet wieder in den Besitz

meines Eigenthums, was mir namentlich wegen meiner Bücher und Schriften lieb war, die zu besichtigen mir aber der Arzt noch verbot, weil es der Zustand meiner Wunde noch nicht gestattete, wie er sagte.

Mehrere Tage waren vergangen und mein Befinden besserte sich zusehends. Schon fing ich wieder an, meine Gedanken von meinem äußerlichen Leiden ab auf den inneren Zustand meiner Seele zu richten. Aber eine wunderbare Erscheinung trat mir hier entgegen. Ich war in gesunden Tagen immer so gern allein gewesen und hatte mich am liebsten mit mir selbst unterhalten. Jetzt fühlte ich mich geängstigt, wenn ich einmal eine Stunde allein lag und ich bat meine drei Beschützer, mich so wenig wie möglich mir selbst zu überlassen. Die einsame Lage, in der ich mich in dem düsteren Krankenzimmer befand, mochte viel zu diesem Gefühle beitragen. Bei Tage und bei Nacht hörte ich nichts, als das bohrende Nagen des Holzwurmes in dem alten Wandgetäfel, oder das unendlich langweilige Tiktak der großen Hausuhr, die auf dem Korridor dicht vor meinem Zimmer stand. Da ich mit den Augen dem Fenster abgewandt lag,

so konnte ich weder einen Baum, noch den wolkigen Himmel sehen, die ich doch so sehr liebte, und ich beschäftigte mich, in Ermangelung aller äußeren Unterhaltung und der zur eigenen Beschauung nothwendigen inneren Kraft damit, die rothen Würfel zu zählen, die in die Decke meines Bettes eingewebt waren. Hundertmal wenigstens hatte ich sie schon durchgezählt und immer wieder fing ich von vorne an. Endlich fragte ich den Arzt, ob er mir nicht eine Zeitung wenigstens zu lesen erlauben wollte, das könne doch meinen Geist nicht anstrengen. Eine Stunde darauf brachte mir Martha ein Blatt und ich ergriff es mit Entzücken. Plötzlich aber verdunkelte sich mein Blick, das Blatt zitterte in der Hand und eine unwillkürliche Thränenflut strömte über meine eingefallenen Wangen nieder. Was hatte ich gelesen? Die Beschreibung meines Vorfalls mit dem Grafen, aber als ein Attentat gegen sein Leben dargestellt, um *ihn* zu berauben. Schließlich war mein schneller Tod im Kloster der barmherzigen Schwestern angezeigt.

„Was!“ rief ich laut aus, so daß die erschrokkene Martha schnell an mein Lager eilte. „Ich bin also wirklich ein Mörder und ein Dieb zugleich? Ist es möglich! Bricht die Welt so leicht den Stab über einen Unglücklichen, der keine Macht hat, sich zu sei-

nem Recht zu verhelfen? Was der Graf mir gethan, davon spricht kein Mensch, nur was ich ihm gethan, das allein ist das Verbrechen. O herrliche Welt! herrliche Richter! herrliche Gerechtigkeit!"

Der Prior trat herein und ich theilte ihm das Gelesene mit. Erstaunt nahm er das Blatt und las es. „Härme Dich nicht, mein Sohn," sagte er, „es ist einmal so in der Welt und wird nie anders sein. Die tausend Bitterkeiten dieses Lebens, bestehend in Sorge und Kümmerniß jederlei Art, in Treulosigkeit unserer Freunde und hämischem Angriff unserer Feinde, würden oft gar nicht zu ertragen und der Tod bei Weitem dem Leben vorzuziehen sein, wenn die Natur uns nicht mit einem stählernen Herzen und einem unbeugsamen Geiste des Widerstandes begabt hätte. Diese beiden Hülfsquellen müssen wir oft zum Beistande nehmen, um das irdische Dasein einigermaßen erträglich zu finden. Das thue auch Du und Du wirst Dich selbst beruhigen. Im Uebrigen verlaß Dich auf mich, ich werde Dir helfen. Erwidern darfst weder Du, noch ein Anderer, irgend ein Wort auf diese schamlose Lüge, denn Du bist für die Welt, für die in Warschau wenigstens, todt, und es würde Dir bei unseren Gesetzen keine Frucht tragen, wolltest Du den Grafen verklagen. Er ist nun einmal der

Erhabene und Du bist Staub. Wenn Du ein Christ in Demuth und Ergebung bist, wie ich glaube, und ein Verkündiger der Wahrheit des Herrn werden willst, wie Du sagst, dann lerne früh Dich in den Staub beugen. Das Gold und die Ehre der Erde ist denen nicht beschieden, die allein nach der Seligkeit des Himmels trachten."

„Aber giebt es denn keine Vergeltung?" rief ich schluchzend.

„Ja! Ja! Ja! Wir sehen sie freilich nicht, aber Gott hält sie in seiner allmächtigen Hand!" —

Diese und noch andere erhebende Reden wirkten besänftigend auf mich und ich fand mit meiner fortschreitenden Genesung allmälig auch meine geistige Kraft wieder. Meine Selbstschau wurde nur zu bald dadurch erweckt, aber diese war, ich muß es aufrichtig sagen, durchaus nicht trüber Natur. Ich fühlte mich, freilich auf unerwartete und traurige Weise, von einer Fessel befreit, die ich nur mit innerem Widerstreben und großer Selbstaufopferung getragen, aber ich fühlte mich auch dabei frei von aller Schuld; kein Verbrechen, wie das aufgebürdete, belastete meine Seele und mein Herz konnte offen und ehrlich dem reinen Antlitz Gottes entgegenschauen. Der Gedanke, daß mein ehrlicher Name auf ewig geächtet sei, war

zwar fürchterlich, aber das Bewußtsein, über der falschen Anklage erhaben zu sein, half mir auch diese Last ertragen, und je näher und häufiger ich sie betrachtete, um so kleiner erschien sie mir. Dabei dachte ich schon wieder mit verjüngter Wonne an ein nächst zu erwartendes Glück, wenn ich mir Anna's Liebe in die Erinnerung zurück rief, und so half die sonnige Zukunft die umschleierte Gegenwart glorreich besiegen. „Es war dies Dein Schicksal," sagte ich mir zuletzt, „welches Dir aufgegeben war; das mußtest Du überwinden, bevor Du in den Frieden eingingst. Jetzt ist es da und nun zeige Dich als Mann, was Du ja immer zu sein bemüht gewesen bist."

Schreiben konnte ich noch nicht, und wenn ich es auch gekonnt, ich hätte es nicht gethan, um Anna nicht zu erschrecken. Sie erfuhr früh genug, was mir widerfahren, wenn ich sie wieder sah, oder falls auch dieser Augenblick in noch zu weite Ferne gerückt blieb, wenn ich nach vollkommen wiederhergestellter Gesundheit ihr von meinen neuen Verhältnissen, die ich anzutreten hoffte, Bericht erstattete.

„Aber was soll nun aus mir werden?" fragte ich eines Tages den guten Prior, der mir jederzeit als ein treuer Rather und Beschützer zur Seite stand. „Walther Lund ist todt und begraben, wie soll ich

aus dem Chaos gerathen, in welches mich Ihre Güte versetzt hat? Wie soll ich fortkommen von hier und was giebt mir den Glanz und die Ehre meines verschollenen Namens wieder?"

„Mein Sohn," erwiderte der redliche Mann, „verzweifle nicht, denn kein Mensch soll verzweifeln, so lange er seinen klaren Verstand und seinen freien Willen besitzt. Ohne die nöthigen Hülfsmittel wirst Du nicht zu Deinem früheren Leben zurückkehren, dafür ist gesorgt. Sieh, ich würde nur halb meine Menschenpflicht gegen Dich geübt zu haben glauben, wollte ich Dich nur von den körperlichen Leiden befreit aus meiner Nähe scheiden lassen. Ich muß Dich auch von den geistigen Banden befreien und Dir daher auch einen neuen Lebensweg bahnen. Walther Lund freilich ist todt, von dem darf hier nichts mehr verlauten; aber sieh, jener junge Mann, den Gott zu seinem Unglück, Dir aber zum Glück hierhergesandt zu haben scheint und der Dir an Jugend und äußerer Gestalt so ähnlich war, giebt Dir die Mittel, Dich unerkannt von hier zu entfernen. Nach dem uralten Gesetze unseres Hauses sind wir die Erben seiner Hinterlassenschaft. Wir treten die Erbschaft an, aber diesmal nur die Erbschaft desjenigen Theiles, den wir gebrauchen können. Seine Papiere, die sich

sämmtlich unversehrt vorgefunden haben, sollen Dir zu Theil werden. Bist Du vollkommen genesen, so reisest Du in der Stille fort, als der lebendig gebliebene Moritz Brand" —

„Moritz Brand hieß er?"

„Ja, und so mußt Du in der nächsten Zeit auch heißen. Mit diesem Namen kehrst Du in Deine Heimat, wo Niemand von Deinen hiesigen Schicksalen weiß, zurück, denn die Warschauer Zeitungen verirren sich nicht in Eure Lande, und thust daselbst, was Du willst und Dir Gott auferlegen wird. Gefällt Dir das nicht?"

„Nur halb, mein ehrwürdiger Vater. Also Walther Lund ist todt und Moritz Brand steht wieder auf. Ja, so geht es in der Welt. Nicht mit den Gütern des Nächsten allein, auch mit seinem Namen schmückt man sich. Ja, ja, ich sehe es, es geht diesmal nicht anders und ich muß mich schon darein fügen."

„Daran thust Du Recht und Gott wird auch Recht thun, indem er Dich auf die richtigen Wege bringt." —

Eines Tages theilte mir der Arzt mit, meine Wunde sei der Vernarbung nahe. „Du wirst Dich freuen, wenn Du Dich wieder erblickst," sagte er.

„Ja, das möchte ich wohl, darf ich Sie um einen Spiegel bitten?"

Er ging hinaus und holte einen kleinen Handspiegel herein. Kaum aber hatte ich einen Blick hinein geworfen, so fuhr ich mit einem Ausruf des Schreckens zurück. Ich kannte mich nicht mehr. Meine Wangen waren bleich und eingefallen, meine Augen lagen tief im Kopfe und schienen wie dunkele Kohlen zu glimmen. Der Bart war im ganzen Gesicht gewachsen und ich sah wenigstens um zehn Jahre älter aus. Die Stirn aber, die sonst so glatte, reine Stirn, ach! wie war die verändert! Einen Zoll tief in die Haare hinein, die noch lange nicht ihre volle Lockenfülle wieder erlangt hatten, begann der fürchterliche Streich und reichte bis zur Nasenwurzel herab, den oberen Theil meines Kopfes in zwei Hälften spaltend. Und dabei war die Narbe roth, noch nicht fest und beinahe einen kleinen Finger breit.

„Nun?" fragte der gute Arzt, der aufmerksam neben mir stand und mich beobachtete. „Was sagst Du nun, haben wir das gut gemacht?"

„Ja, mein Freund, Sie haben es nach Ihrer Art sehr gut gemacht und ich danke Ihnen dafür; dennoch aber erschreckt mich mein trauriges Gesicht."

„Das thut nichts, das ändert sich bald. Du

hättest es nur vor ein paar Wochen sehen sollen. O! Selbst die Röthe des Strichs da wird verschwinden und seine Breite wird abnehmen, das sage ich Dir vorher. Ich wenigstens habe meine Freude daran."

„Das glaube ich wohl!" dachte ich und legte mit einem inneren Schauer den Spiegel fort, um ihn für's Erste nicht wieder in die Hand zu nehmen.

V.

Der Brief von unbekannter Hand.

Volle drei Wochen waren seit meiner Verwundung verstrichen, als mein guter Doktor mir die Erlaubniß ertheilte, einige Stunden außerhalb des Bettes zuzubringen. Ich zitterte schon vor Freude, lange bevor der sehnlichst erwartete Augenblick gekommen war. Martha rollte mir einen weichen Lehnstuhl an das Fenster und half mir, mich auf denselben niederlassen. Ich war schwach geworden, wie ein Kind, alle meine Muskeln entbehrten ihrer früheren stählernen Kraft und meine Gliedmaßen gehorchten meinem Willen nicht mehr, so daß ich einst so starker Mann, zu meiner eigenen Schaam, mich auf den schwachen Arm eines Mädchens stützen mußte. Da saß ich nun und schaute mich zum ersten Male seit langer Zeit wieder in dem kleinen Stück Welt um, welches ich

mit meinen Augen erreichen konnte. Ach! es war glücklicherweise ein sonniger Tag, der mir das Fest der Genesung feiern half. Wie sehnsüchtig flogen meine Blicke nach dem blauen Himmel und seinen reinen Lüften, wie neugierig folgte ich den herumflatternden Sperlingen, wenn sie in die Blätter der Bäume des alten Klostergartens schlüpften, in den ich von meinem Sitze aus hineinschauen konnte. Ich fühlte über alles das ein wahrhaft kindisches Entzücken und schloß daraus, daß meine Kräfte doch bedeutender gelitten haben mußten, als ich früher für möglich gehalten hatte.

Einzelne kleine Wölkchen von glänzend weißer Farbe flogen auf ihrer luftigen Bahn nach Nordwesten. „Grüßet meine Liebe!“ sagte ich und winkte mit der Hand ihnen einen guten Weg nach. „Aber saget nicht, daß ich krank bin!“ Da fiel ein Strahl der Oktobersonne in das Fenster herein und beschien meine ausgestreckte Hand. Wie war sie so abgemagert, bleich und klein geworden! — Noch war ich im Anschauen dieser meiner Schwäche versunken, als Martha, die vor kurzer Zeit mich verlassen, wieder zur Thüre hereintrat. Sie lächelte verstohlen, als wenn sie einen heimlichen Scherz auszuführen gesonnen sei und verbarg ihre linke Hand hinter ihrem Rücken.

„Nun," fing sie an, „rathe einmal, mein Bruder, was ich hier für Dich habe?"

„Für mich? Was könntest Du haben?"

„Aha, Du hast es also vergessen, ich dachte es mir beinahe. Aber sieh, ich will Dir heut eine Freude bereiten. Früher durfte ich es nicht, Du warest zu krank. Nun sprich, hast Du nichts verloren oder vermißt?"

„Verloren? Ach, Manches! Aber ich weiß nicht, was Du meinst."

„So ist es Dir also bloß aus den Gedanken gekommen. Sieh, neben dem Papiergelde in Deiner Brieftasche fand ich auch diesen Brief, der Deinen Namen trägt.— er ist so zierlich und fein geschrieben — es ist gewiß ein kleiner Liebesbote, dem Du für eine gesunde und glückliche Stunde Audienz ertheilen wolltest."

„Ach, der Brief!" rief ich und unwillkürlich mußte ich über meine Vergeßlichkeit laut aufseufzen. „Ja, es ist wahr, der ist mir allerdings aus den Gedanken gekommen. Ich erhielt ihn kurz vorher, ehe mich Graf Marchfeld zu sich rufen ließ, um mich in den Zustand zu versetzen, in welchem ich hierhergekommen bin. Gieb her!" Und ich nahm ihr den Brief aus der Hand. Noch einmal besah ich die

Aufschrift; auch jetzt war sie mir noch unbekannt. Da fiel mein Auge auf das schöne Wappen. Fuchs und Wolf, auf den Hinterbeinen aufrechtstehend, hatten sich umfaßt und bissen sich herzhaft herum. „Wer wird siegen?“ fragte ich mich, „der Wolf oder der Fuchs? Nun, ich gönne noch eher dem Fuchs als dem Wolfe den Sieg, denn er ist der schwächere, und wenn er auch listig und verschlagen ist, so ist er doch nicht ein so gemeiner Mörder, wie der da!“ Noch einmal zauderte ich, ehe ich das Kouvert zerriß — dann war es geschehen; ich zog ein feines bläulich schimmerndes Papier hervor, entfaltete es und las — folgende gewiß am wenigsten erwartete Worte:

„Mein Herr! Trotzdem Sie vor Zeiten so wenig „Achtung vor mir hegten, daß Sie in Ihrem ju„gendlichen Uebermuth sich erlaubten, mich in mei„nem eigenen Hause zu beleidigen — Sie, ein „Mann, und ich — ein Weib! —, trotzdem wir „mit dem Wunsche schieden, nie wieder von einan„der weder etwas zu sehen, noch zu hören, ich „Ihnen also keine Mittheilung irgend einer Art „schuldig bin, so ist doch das stets von Ihnen „verkannte Mitleid in meiner Brust für Sie so „groß, und mein Gefühl zu weiblich, um Ihnen „ein Ereigniß vorzuenthalten, welches Sie, je frü-

„her Sie es erfahren, um so eher überwunden ha-
„ben werden.

„Leider bin auch ich bei demselben hoch betheiligt,
„obwohl ich nicht unterlassen kann, zu wünschen,
„daß Sie der alleinige Träger des ganzen Schmer-
„zes wären, und ich fühle in diesem Augenblick
„tiefer als früher, was ich an denen verloren habe,
„die jetzt nicht mehr sind, und die ich, als sie
„lebten, vielleicht unter ihrem ganzen Werthe
„schätzte.

„Ja, mein Herr, Ihnen und mir zugleich ist
„ein Unglück widerfahren, wir haben beide einen
„Theil unseres Besitzes verloren, — wer mehr,
„wer weniger, wage ich im Augenblick nicht zu
„entscheiden. Die Gesundheit meines Mannes und
„meiner Kinder war im letzten Frühjahr besser als
„je und man konnte nur schwer an etwas Schlim-
„mes denken. Da brach eine ruhrartige Krankheit
„zuerst in der Nähe und dann in unserm Dorfe
„selbst aus, die im Sommer wuchs und endlich in
„die Cholera überging, wie wir sie so heftig noch
„nie in unserer Gegend gesehen. Ganze Familien,
„und namentlich die uns benachbarten, starben aus.
„Viele Leute hatten aus Angst den Ort verlassen
„und sich bei Verwandten der Umgegend eine

„schützende Heimat gesucht. Auch ich rieth, aus „dem verpesteten Dorfe wegzuziehen, aber meine „Stimme war, wie immer, zu schwach, um sich „Gehör zu verschaffen. Da war es endlich zu spät. „Zuerst legte sich der Pfarrer, und wir Gesunde „pflegten ihn mit aller Sorgfalt, aller Liebe. Dar„auf legte sich Marianne, zuletzt Anna. Doch „was soll ich viele Worte machen, wo e i n Wort „Alles ausspricht. Das Ende war, daß mein „Mann und Anna ihrem Leiden am sechsten Tage „erlagen. Beide behielten bis zum entscheidenden „Augenblicke ihre volle Besinnung und trugen mir „den letzten Gruß an ihren Freund, an Sie, auf, „was ich hiermit zu erfüllen als meine Pflicht be„trachte. Auf dem Kirchhofe, der mir immer als „ein trauriges Warnungszeichen nur zu dicht vor „unsern Fenstern lag, ruhen die beiden in fried„lichster Stille neben einander. —

„Aber ich bin noch nicht fertig mit der Erzäh„lung unseres Unglücks. In der Nacht nach dem „Tage, wo beide begraben wurden, brach ein hef„tiges Gewitter aus und entlud sich gerade über „unserm Dorfe. Und als ob der Himmel das un„selige Haus des Todes noch nicht genug bezeich„net und gezüchtigt hätte, so beschloß er es ganz

„zu zerstören. Der Blitz zündete im Pfarrhause „und in wenigen Stunden war es ohne Rettung „Staub und Asche geworden. Mit Mühe retteten „ich und die noch kranke Marianne das nackte Le- „ben; wir flüchteten und brachten eine schreckliche „Nacht im Hause des Küsters zu. Gegenwärtig „sind wir in Berlin, und ich hoffe, daß morgen „oder übermorgen meine Tochter kräftig genug sein „wird, mich zu meinen Verwandten zu begleiten, „die ich vor einigen Monaten in Holland aufge- „funden habe.

„Mein Herr, ich schließe eine Locke von dem „Haar der Verstorbenen bei, die Sie einst so über- „aus liebten, wie ich weiß. Es ist das einzige „Ueberbleibsel von dem armen Kinde auf Erden. „In Ihren Händen glaube ich es am Besten auf- „gehoben. Leben Sie wohl, und wenn Sie nicht „in Freude derer gedenken können, die Ihnen diese „Nachricht mit traurigem Herzen giebt, so vergessen „Sie sie oder verzeihen Sie ihr wenigstens, daß sie „vom Schicksal dazu auserlesen war.

Berlin. Katharina Rieding, geb. von Bilbeck."

Nur bis zur völligen Durchlesung dieser entsetzlichen Zeilen hatte mir Gott Kraft und Verstand genug übrig gelassen. Als meine Blicke auf die letzten Worte, den unglückseligen Namen des elenden Weibes fielen, war es mit beiden zu Ende. Was ich jetzt erzähle, weiß ich nur durch die spätere Mittheilung Marthas, des Priors und des Arztes.

Ich fiel vom Stuhl und schrie laut auf. Martha, die sich die Schuld beimaß, diesen Zufall herbeigeführt zu haben, weil sie mir den Brief gebracht, trug oder zerrte mich in mein Bette. Ich raste und schlug um mich. Das heftigste Fieber tobte in meinen Organen. Meine Kopfwunde war aufgebrochen und ich lag im Delirium da. Der Arzt erklärte, ich hätte eine Gehirnentzündung. Acht Tage blieb ich ohne Bewußtsein, schreiend, tobend, wüthend wie ein Wahnsinniger. Alles, was ich wußte, plauderte ich aus; von der schwarzen und weißen Anne, dem Pfarrer und der Pfarrerin und was sonst mein Leben so herrlich oder schmerzlich gemacht hatte, berichtete ich jedes Einzelne haarklein. Fernere vierzehn Tage vergingen, bis ich mich von der tiefsten Erschöpfung meiner Kräfte erholte, und erst da kam völliges Bewußtsein meiner selbst in mich zurück. Aber, guter Gott, was für ein Bewußtsein war das! Hätte ich

es doch nie kennen gelernt! Wäre ich doch gestorben, wie ich Gott so oft und flehentlich bat, um mit ihr, die ich allein auf der Erde geliebt, wie man einen Menschen lieben kann, unter der grünen Hülle zu ruhen, die alle menschlichen Schmerzen mit Vergessen deckt! Aber Gott erhörte meine Bitten nicht, er ließ mich allein zurück, um mich noch fernere Kämpfe auf Erden bestehen zu lassen.

Kann ich, wenn ich auch möchte, alle Empfindungen beschreiben, die mich damals durchwühlten? O nein, ich vermag es nicht, denn sie waren zu schrecklich, zu unbeschreiblich schrecklich. Oede und leer stand mir die Welt vor Augen, des süßen Sonnenlichts der Liebe entbehrend, keine Menschen, nur Füchse und Wölfe erzeugend. Wohin ich blickte, war Alles wüst und kalt, Alles todt und ausgestorben, wie mein von Kümmerniß und Qual verwüstetes Herz. Gott, Gott allein und ich, wir sind auf der Welt, er, um mich zu strafen, ich, um seine Strafe zu erleiden. Was wollte gegen diesen unsäglichen Schmerz aller übrige Schmerz sagen, den ich vorher durchgekämpft? Was war der Verlust meines Namens, einer ehrenvollen Stellung unter gepriesenen Menschen der Anerkennung aller meines Gleichen gegen diesen einen Verlust? Nichts, nichts als ein Körnchen Staub,

den ein Regentropfen auflöst und in ein unsichtbares Atom verwandelt. Wer hatte je so gelitten, wie ich? Ihr Menschen, Ihr habt ja so Vieles, — Eltern, Verwandte, Freunde, Genossen — ich hatte ja nur das Eine, das Einzige. Und das ist nun ausgelöscht aus dem lebendigen Reiche der Schöpfung, der Gnade, des Lichts, der Erkenntniß — o!

Mit solchen und ähnlichen Empfindungen, die Tag und Nacht meinen schwankenden Geist erschütterten, lag ich, bleich, trostlos, erschöpft, wie es der geistige Tod mit sich bringt, auf meinem einsamen Lager und meine neuen, ach! jetzt meine einzigen Freunde auf der Welt, saßen und standen, ohne Worte zu haben, nur im Herzen mein Leid mitfühlend, neben mir, sie wußten Alles, was früher und jetzt mit mir geschehen war, denn ich hatte ihnen mein ganzes Herz ausgeschüttet. Alle weinten, als sie meine Erzählung zu Ende gehört, selbst der Arzt, der doch der abgehärtetste von ihnen war. Martha wich keinen Augenblick, weder bei Tage noch bei Nacht, von meiner Seite, immer bereit, mich mit freundlicher Güte zu trösten; und der Prior hatte seinen Arbeitstisch neben mein Bett gestellt, um seine große geistige Gewalt, die er über mich gewonnen, jeden Augenblick geltend machen zu können.

Hohl und geisterartig bleich, einem Schatten vergleichbar, kam ich mir selbst wie ein Schatten meines früheren Ichs vor und so blieb es eine lange Zeit. Ich hatte es über mich gewonnen, den verhängnißvollen Brief noch einmal, dann alle Tage, dann alle Tage zehnmal zu durchlesen. Zeile für Zeile, Buchstabe um Buchstabe durchzifferte ich, um nur noch etwas zu finden, was mich vielleicht trösten könnte, aber — es war nichts vorhanden. Wie ich die schwarze, glänzende Locke auf meinem Bette betrachtete, die einzelnen seidenen Haare aus einander legte, küßte, befühlte und dann wieder sorgsam zusammenband, ach! das war eine süße, aber kummervolle Beschäftigung, worin mich Niemand unterbrach, denn es war ja das Einzige, was mir von ihr übrig geblieben war.

Aber so blieb es nicht immer, so konnte es nicht bleiben. Meine innerlich kräftige Natur und Gottes Wille siegten über meine Schwäche, meine Schmerzen, meine Klagen. Ich erhob mich endlich wieder vom Lager, um noch einmal Gottes herrliche Sonne und seinen Himmel zu sehen. Aber ich war ein anderer Mensch geworden, umgewandelt im Aeußern und Innern. Gleichgültig war mir die Welt und ihr Tand, der Menschen Tadel und Beifall, des Schicksals

Glück und Unglück. Ich betrachtete mich nur als ein lebendiges Wesen ohne Trieb und Wünsche, das auf die Erde geschleudert ist, wie ein kalter Planet in den Weltraum, um seine vorgeschriebene Bahn zu durchlaufen. Auch ich wollte nur die meine durchlaufen, und wenn es Jahrhunderte dauerte, um dann willenlos dem Tode entgegenzuschreiten, dem alleinigen Willen des ewigen Weltgeistes gehorchend, um, wie er gebot, in Trümmer zu zerfallen oder in eine neue Gestaltung überzugehen.

Doch genug der Klage und der Erneuerung des Schmerzes, der in jedem Individuum seine individuelle Form, Inhalt und stufenweise Abnahme hat. Er ist ja nie ganz, nie vollkommen zu beschreiben, und wir erfahren durch Worte nicht, wie er im Herzen nistet und alle Fugen der Seele erfüllt und durchdringt. Langsam, äußerst langsam erholte ich mich. Mit einem Wurfe waren alle Kräfte gewichen, mit einem Schlage das Herz vernichtet — zögernd, mit scheuem Fuße und prüfendem Blick trat das Leben wieder an mich heran. Monate lang war ich noch wie betäubt; wo ich ging oder stand, schien es mir, als rauschten immer noch die Fittiche eines dunkelen Geschicks brausend und einschüchternd über mir. Und da, in mei-

ner langen geistigen und leiblichen Ohnmacht, stellte sich plötzlich eine neue Erscheinung bei mir ein.

Es mag lächerlich klingen, wenn ich es ausspreche, aber es ist doch darum eben so wahr. Ich begann mich zu fürchten. Vor wem? vor was? wird man fragen. Vor Jedermann, vor Allem, was um mich und außer mir war. Als mich der Prior zum ersten Mal in den Klostergarten leitete und ich die reine Luft des Himmels mich umfächeln fühlte und das Licht des Tages erblickte, empfand ich eine tiefe Erschütterung meiner Seele. Und gerade dadurch fühlte ich, daß ich wieder das empfindende, denkende Wesen geworden, welches die Welt sieht und in der Welt sich spiegelt, mit einem Worte das war, was mich an mein früheres Ich erinnerte. Aber ich hatte die eigenthümliche Empfindung dabei, als sähe mir jeder Baum, jedes am Boden liegende vergelbte Blatt die mir angedichtete Schande, das Verbrechen des Mordes und Diebstahls an. Aus jedem Busche, glaubte ich, träte ein Scherge des Gerichts hervor, der mich ergreifen, knebeln und in die Wüsten Sibiriens führen wollte. Ruhelos, obgleich ich wußte, daß mich Niemand sah, Niemand innerhalb der hohen Klostermauern sehen konnte, wandte ich die Augen links und rechts, vor jedem säuselnden

Winde oder brechenden Zweige erschreckend. Und ich war nicht einmal ein Schuldiger, wenn ich nicht das vom Menschengerichte uns zuerkannte aufgebürdete Verbrechen für wirkliche Schuld halten will. Wie muß nun erst einem wirklichen Verbrecher zu Muthe sein, der das Bewußtsein seiner Schmach mit in der Welt herumschleppt. Ihm, der vor allen Menschen flüchtig, den Qualen seines Gewissens allein überlassen, irr und unstät auf den entlegensten Pfaden schweift. Jedes ihm begegnende Gesicht ist ihm verdächtig, jede Hand scheint sich nach ihm auszustrecken, um ihn auf frischer That zu ergreifen, jeder harmlose Fremde, ihm zufällig ins Auge blickend, scheint ihm ein Scherge des öffentlichen Gerichts. Kein Augenblick Ruhe, kein Augenblick Rast vor dem anklagenden Rufe und Drange des Gewissens! O so war mir gerade zu Muthe, und ich war doch noch weit ab vom Verbrecher!

Es ist schon so oft ausgesprochen worden, daß das erbärmliche Menschenleben der Sorge und des Jammers, die man so häufig zu tragen hat, nicht werth sei, und ich unterschreibe vollkommen diesen Ausspruch. Je älter und weiser wir werden, um so fester werden wir von der Wahrheit desselben durchdrungen. Gewisse philosophische Leute, die Alles im Leben zu ihrem Vortheil auszubeuten verstehen, mei-

nen daher, es sei darum eine Aufgabe für uns, die kurze Spanne, die man noch zu durchschreiten hat, so angenehm wie möglich zu durchleben, aber ich behaupte, daß auch diese Annehmlichkeiten nicht so groß und verführerisch sind, sich darum besondere Mühe zu geben.

Und dennoch mußte ich leben, aber leben, nicht um zu genießen, sondern um zu wirken und in ein neues meinen Geist beschäftigendes Verhältniß zu treten, denn hier in Warschau, im Kloster bei den guten Leuten, konnte ich ja nicht immer bleiben, und so nahte der Tag des Abschieds von ihnen allmälig heran. Der Arzt hatte sich auf meinen Wunsch kurz vorher noch einmal zum Landhause des Grafen begeben und beim Besitzer desselben nach dem Befinden seines Gastes erkundigt. Er brachte die Nachricht mit zurück, daß Bruno dem Leben freilich erhalten sei und bleibe, aber fortan nur ein sieches Dasein führen werde. Die leiblichen Mittel zum Genusse und Mißbrauche des Lebens seien ihm auf immer genommen, denn er sei gelähmt, gebeugt, gealtert wie ein gichtbrüchiger Greis. „So habe ich ihm doch genützt,“ sagte ich zu mir. „Wenn auch sein Leib gefesselt sein und bleiben muß, seine Seele wird dafür vor größeren Gefahren bewahrt sein.“ Er erwartete, wie mir der Arzt zu berichten fortfuhr, nur den Frühling, um eine Reise nach einem

heilkräftigen deutschen Bade anzutreten, um dort noch einmal eine Wiederbelebung zu versuchen. „Gott gebe sie ihm!" sagte ich, und das war das letzte Wort, was ich je über diesen Menschen gesprochen habe, dem ich so viel Unheil und Kummer verdanke.

Meine drei Beschützer wollten mich noch lange nicht ziehen lassen, sie meinten, ich sei noch nicht kräftig genug dazu. Mich aber hatte eine bestimmte Sehnsucht erfaßt und die wurde so allmächtig in mir, daß ich sie nicht mehr bezwingen konnte. Was ich zu thun beschlossen, wird man sogleich erfahren. Endlich, auf vieles Bitten und Flehen willigten alle drei in meine Abreise, obwohl mit innerem Widerstreben, denn ich war in der That noch sehr schwach und mußte mich auf einen Stab stützen, um gehen zu können. Man rieth mir, den Weg über Breslau zu nehmen. Mir war das sehr gleichgültig, ich sah doch nichts, was mir unterweges begegnete, denn mein Auge war allein nach Innen gewandt. Der Prior begab sich mit den Papieren Moritz Brand's, denn der war ich ja jetzt, auf die Post und besorgte das Nöthige. Abends um zehn Uhr ging der Eilwagen ab. Ich verweile nicht bei dem Abschiede vom Kloster — er war herzzerreißend für mich, denn was ich in diesen Mauern

erfahren und gelitten — wer kann es begreifen und nachempfinden?

Als ich durch den Vorflur des Hauses schritt, warf ich eine für meine Verhältnisse sehr bedeutende Summe in den Armenstock; ich konnte die gastliche Schwelle nicht verlassen, ohne wenigstens ein äußerliches Zeichen meiner Dankbarkeit von mir gegeben zu haben. Vom Klosterarzte geführt, während zwei Knechte mein Gepäck vor mir hertrugen, schritt ich durch die belebten Straßen der schönen Polenstadt. Die Laternen vermied ich behutsam, ich scheute mich, irgend einen Menschen in mein Gesicht sehen zu lassen. Ach, das war eine unnöthige Besorgniß, denn Niemand hätte mich erkannt. Ueber mein bleiches Gesicht war ein langer dunkler Bart gewachsen, der Kopf verschwand unter einer dicken Pelzmütze, denn es war kalt und ich mußte meinen armen Scheitel schonen, der keine harte Bedeckung vertrug. Ohne ein Wort zu wechseln, nur fest am Arme meines Führers mich haltend, kam ich im Postgebäude an. Es war hohe Zeit; zwei Minuten nach meiner Ankunft flog die mit Menschen vollgestopfte Kutsche dahin. Ein fester Händedruck, so fest ich ihn damals geben konnte, war mein dankbares Lebewohl für den menschenfreundlichen Arzt, den Gott für seine Wohlthaten an mir segnen möge!

Auf der Reise bis Breslau sprach ich mit Niemandem ein Wort. Keiner konnte sagen, meine Stimme vernommen zu haben. Man hielt mich vielleicht für stumm. Die Angst, erkannt, ergriffen und zurückgeschleppt zu werden, war immer noch groß und ein ganzes Jahr lang, auch als ich wieder in Ruhe und vollständiger Sicherheit war, folterte sie mich. In Breslau schöpfte ich Athem, ich befand mich wieder auf heimischem und gastlicherem Boden; aber ich fuhr sogleich nach Berlin weiter, denn Weihnachten stand vor der Thür und ich wollte am heiligen Abend an einer bestimmten, mir ewig heiligen und unvergeßlichen Stelle sein.

VI.

Ein Lebender besucht eine Todte.

In Berlin hielt ich mich nur etwa vier und zwanzig Stunden auf, um mir eine Wohnung zu miethen und mich in derselben einzurichten, damit ich es wohnlich und einladend bei mir fände, wenn ich von meiner zunächst auszuführenden Pilgerfahrt zurückkehrte. Glücklicherweise fand ich in einer abgelegenen Straße ein kleines Stübchen, welches meinen Bedürfnissen vollkommen entsprach, denn ich hatte mir vorgenommen, so bald wie möglich meine unterbrochenen Studien wieder aufzunehmen, um meinem Geiste Beschäftigung zu geben und ihn von den traurigen Gedanken abzuleiten, die ihn in Ueberfülle heimsuchten und beinahe erdrückten. Als das geschehen und in Ordnung war, begab ich mich am 24. Dezember Nachmittags um zwei Uhr auf die Post. Um vier Uhr stieg

ich eine halbe Stunde vor den Thoren meiner Vaterstadt am Eingange des Parks von Glienicke aus dem Wagen und schlug den Weg quer durch denselben ein, der mir in allen seinen Richtungen von früherer Zeit her wohl bekannt war. So kam ich an seiner Wasserseite wieder heraus und befand mich am Ufer der Havel, dem kleinen Vorlande Sakrow gegenüber. Ich rief den immer bereiten Fährmann herüber und er holte mich an das jenseitige Ufer. Im Gasthause zum Doktor Faust kehrte ich ein und bestellte mir einen Wagen, um damit meinen Weg fortzusetzen, denn es war mir nicht möglich, in meiner schweren Winterkleidung den weiten Weg nach Glindow zu Fuße zurückzulegen. Schon jetzt, nach dem kurzen Gange durch den prinzlichen Park, fühlte ich mich ermattet und hinfällig, und nur ein einziger Gedanke gab mir Kraft genug, mich noch auf den Füßen zu erhalten.

Also ich saß in dem Gastzimmer des Doktor Faust auf jenem schönen Punkte der Havelgegend, den in jedem Sommer so viele Einheimische und Fremde bewundern. Für mich aber hatte die Schönheit der Gegend keinen Reiz mehr, ich sah nichts um mich her, weder Wasser, noch Land, weder Himmel, noch Luft; ein anderes, traurigeres Element herrschte allein in meiner Brust, das Element des Grams, des Kum-

mers, des unaustilgbaren Schmerzes, auf dem der glückliche Mensch so ungern sich tummelt. Darum auch, um so wenig wie möglich zu sehen, und so wenig wie möglich gesehen zu werden, hatte ich die späteren Tagesstunden zu meiner Reise gewählt, denn es dunkelte bereits stark, als ich über den grau schimmernden Fluß setzte. Ich war der einzige Gast im ganzen Hause und hielt mich still auf einer Bank in der Ecke, als der Wirth selber zur Thür herein trat, den ich aus früherer Zeit noch von Ansehen kannte.

„Guten Abend, mein Herr!“ sagte er. „Ich höre, Sie haben einen Wagen nach Glindow verlangt?“

„Ja, Herr Wirth, so ist es.“

„Sie können ihn auch sogleich erhalten, aber Sie wissen doch, daß die Cholera noch nicht ganz in dem armen Dorfe erloschen ist?“

„Noch nicht?“ sagte ich scheinbar gleichgültig, während mir doch das Herz in der Brust dabei laut hämmerte.

„Nein, noch nicht ganz; das Dorf steht auch halb leer. Ein Theil der Bauern ist gestorben, ein anderer in die benachbarte Gegend geflüchtet, und der Pfarrer —“

„Der ist ja wohl auch gestorben?“ fragte ich

leise und drückte meine Hand krampfhaft auf das pochende Herz.

„Ja, leider, der arme Pfarrer! Nun, er ist von seinen Leiden erlöst, Freude hat er nicht viel im Leben gehabt —“

„Warum nicht?“

„O, er hatte eine böse Sieben zur Frau, eine sogenannte vornehme Dame, die besser in ein Kavalier- als in ein einfaches Predigerhaus gepaßt hätte — aber, aber —“

„Sie wollten noch etwas sagen —“

„Ja freilich — daß auch das arme Kind, eine seiner Töchter, in ihrer Schönheit und Jugend so hinsterben mußte, das war ein schrecklicher Schlag, und wir alle haben sie von Herzen bedauert. Nun freilich, er, er hat nichts davon gefühlt, denn er starb ja beinahe zugleich mit ihr.“

Ich war verstummt, meine Lippe bebte und konnte kein Wort mehr herauslassen. „Der Arme!“ brachte ich endlich seufzend hervor, mehr um meiner eigenen Empfindung Luft zu verschaffen, als dem Wirthe zu antworten.

„Ja, ja — so geht's!“

„Wo ist denn die Frau geblieben?“ nahm ich nach einer Weile das Gespräch wieder auf.

„O, die ist auf und davon gegangen, froh wie ein Vogel, der aus dem Käfig kommt — nachdem ihr der Himmel selbst gezeigt, daß das Haus, wo der würdige Verstorbene gelebt und gelitten, kein Schutz mehr für sie sei.“

„Wie so denn?“

„Ei, wissen Sie das nicht? Der Blitz schlug ja in das Dach, in der Nacht nach Beerdigung des Pfarrers, und Alles, was in dem vermaledeiten Hause war, verbrannte bis auf den letzten Block. Kaum rettete sich die vornehme Pfarrersfrau mit ihrer zweiten kranken Tochter, die der Müller in der Nachbarschaft aus dem Feuer trug — sie hat eine Nacht und einen halben Tag bei dem alten Küster zugebracht, den der Schreck beinahe verrückt gemacht — dann aber packte sie ihre paar Armseligkeiten zusammen und ging auf und davon, kein Mensch weiß wohin, aber es bekümmert sich auch keiner darum.“

„So — also der Küster ist verrückt geworden, sagen Sie?“

„Nun, nicht so ganz; er war ja immer schon ein bischen faselig, wie man sagt, der alte Herr war ja auch alt genug dazu. Die Cholera, die ihm seine Frau und Tochter genommen, hat ihm aber den Rest gegeben. Er hat sie auch gehabt, ist aber kurirt.

Dann kam noch das Feuer der Pfarre dazu und die Angst und der Schreck, da konnte es denn nicht anders sein. Nun lebt er mit seiner Nichte allein, die ihm zu Hülfe gekommen ist; wenn aber der neue Pfarrer im Frühjahr einrückt, wird auch ein neuer Küster angestellt, so lange müssen sich die paar Leute im Dorfe mit dem alten behelfen."

„Sie sagten vorher, der Müller habe die eine Tochter des Pfarrers gerettet — der lebt also noch und wohnt noch oberhalb des Dorfes?"

„O ja, der lebt noch. Warum nicht? Unkraut verdirbt nicht."

„Unkraut? Wie so? Der Müller war ja vor einigen Jahren, so viel ich weiß, der vernünftigste Mann im ganzen Dorfe nach dem Pfarrer —"

„Das war ehemals, Herr; aber seitdem ist Mancherlei da unten geschehen. Mit einem Wort, er hat sich den Trunk angewöhnt und ist jetzt keine Stunde bei Tage nüchtern."

Ich wollte noch etwas antworten oder fragen, aber da fuhr der Wagen vor. „Kommen Sie heute vielleicht wieder zurück?" fragte der Wirth, als er mich an den Schlag begleitete.

„Der Wagen gewiß, Herr, er soll mich nur bis zum Eingange des Dorfes fahren, dann kann er

sogleich wieder umkehren; ich werde wohl irgend wo ein Unterkommen für die Nacht finden."

„So leben Sie wohl, aber — Sie sehen sehr kränklich aus, mein Herr — nehmen Sie sich in Acht, daß Sie nicht auch der böse Feind des Dorfes packt."

„Er hat keine Macht über mich — gute Nacht!" Und sogleich setzte der Kutscher seine Pferde in Bewegung.

Die abendliche Fahrt ging langsam von Statten. Vor einigen Tagen hatte es gefroren, dann wieder geregnet und die Wege waren dadurch einen halben Fuß tief eingeweicht. Mir war das ziemlich gleichgültig, ich hatte keine Eile mehr. Die, welche ich besuchen wollte, empfingen mich zu jeder Stunde, sie waren für mich immer zu Hause. Ich schloß die Augen und überließ mich meinen geheimen Gedanken. Ach! in solchen aufgeregten Stunden, wie ich sie damals durchlebte, zumal wenn keine äußere Störung unsere Aufmerksamkeit abseits lockt, denkt man viel und schnell. Jahre drängen sich in eine Minute zusammen und man durchfliegt im Geiste tausend Erlebnisse, die zu ihrem Entstehen und ihrer Entwickelung ein halbes Menschenalter bedurft haben. Was ich damals, in jener schaurigen Nacht allein im Wagen

sitzend, vor meinen Augen stehen sah — ich brauche es hier wohl nicht zu wiederholen.

Endlich hielt der Wagen an, ich befand mich am Eingange des heimgesuchten Dorfes. Ich stieg aus und blickte mich um. Ein Moment reichte hin, mich zurecht zu finden, ich war, wo ich zunächst sein wollte. Ich reichte dem Fuhrmann seinen Lohn und er lenkte die Pferde sogleich auf den Heimweg zurück. Ich war allein. Langsam schritt ich durch das weite Dorf, in dem ich jedes Haus und jede Scheune kannte. Viele sah ich unbewohnt; einige dagegen, in denen vielleicht vor Monaten, Wochen oder gar Tagen der Würgengel des Todes gewüthet, hatten sich schon wieder der Freude des Tages hingegeben. Kleine Weihnachtsbäume brannten auf mehreren Tischen, aber mit kärglichen Lichtern. Mit den Menschen hatte sich auch die Freude am Feste verringert, in den meisten Fällen mochte man zufrieden sein, mit dem Leben davon gekommen zu sein. Da — da bebte mir das Herz und mein Fuß zögerte, weiter vor zu schreiten. Ich sah das Pfarrhaus von ferne liegen, oder wenigstens erkannte ich die Stelle, wo es gestanden. Wüst und kothig stellte sich Alles rings umher dar; Vorplatz und Garten waren niedergetreten und mit verkohlten Trümmern oder neuen Baumaterialien bedeckt. Ich

stellte mich dicht davor und blickte über die grausige Verwüstung hin. „Großer Gott!“ dachte ich — „ist das Alles, was von der vorigen Herrlichkeit, die es mir war, übrig geblieben ist?“ Ich schritt rings um das todte Ganze herum, trat in den Garten — aber da wehte ein eisiger Wind von Norden her mich an und trieb mich hinweg, ach! es war nichts, nichts mehr vorhanden, was mich die geringste Spur der süßen Sommerabende erkennen ließ, die ich hier mit ihr, mit dem Pfarrer, mit Mariannen kosend und scherzend verträumt und genossen hatte. Rasch trat ich hinweg, denn es wurde spät und ich wollte den alten Küster, den ich sprechen mußte, noch außerhalb des Bettes finden.

In wenigen Augenblicken stand ich vor dem wohlbekannten Häuschen desselben, welches auf der anderen Seite des Kirchhofes, dem ehemaligen Pfarrhause gegenüber lag. Ich schaute durch den halbgeöffneten Fensterladen hinein und sah die ganze jetzige Familie beisammen sitzen. Auf der Ofenbank hockte ein etwa zwanzigjähriges Mädchen und spann, welches ich nicht kannte und wahrscheinlich die herbeigerufene Nichte des Küsters war. Dieser lag lang ausgestreckt auf seinem ledernen Lehnstuhle dicht daneben, die Füße auf der Bank ruhen lassend. Ein kleines grünes Lämpchen

beleuchtete dürftig die traurig einsame Gruppe. Laut pochte ich an den Fensterladen. Das Mädchen erschrak und fuhr in die Höhe; der alte Mann aber drehte nur leise den Kopf nach meiner Seite und ich konnte in sein verstörtes Gesicht blicken, über welches seine langen eisgrauen Haare in sonst nicht gewohnter Unordnung fielen. Die Farbe seines Gesichts war krankhaft bleich und es trug die unverkennbaren Spuren eines kindisch gewordenen Geistes. Gleich darauf trat das Mädchen an das Fenster, öffnete es und fragte, wer da sei?

„Oeffne mir, mein Kind," sagte ich, „ich muß den alten Treumund sprechen." In wenigen Minuten war ich im Zimmer und stand dem alten, mir so genau bekannten Manne gegenüber. Regungslos blieb er auf seinem Stuhle sitzen und starrte mich fragend und in halber Geistesabwesenheit an.

„Guten Abend, mein alter, guter Treumund," redete ich ihn an und bot ihm die Hand. „Seht mich einmal recht fest und lange an und sagt mir, ob Ihr mich noch kennt?"

„Ich kenne Niemand mehr!" erwiderte eine klanglose, kalte und gebrechliche Stimme.

„Doch, doch, alter Freund; ich will Euch aber zu Hülfe kommen. Erinnert Ihr Euch des ehemali-

gen Knaben, des Jünglings dann, der bei dem verstorbenen Prediger so viel verkehrte und Walther Lund hieß?"

Das gläserne Auge des Kranken heftete sich mit sichtbarer Spannung auf meine veränderten Züge.

„Nein," sagte er kleinlaut, „oder auch ja, wie Ihr wollt. Ich weiß es aber nicht mehr recht."

„Er hat fast ganz das Gedächtniß verloren," flüsterte mir das Mädchen verstohlen zu, während sie es vermied, den Oheim dabei anzublicken.

„Ich sehe es wohl, mein Kind, aber ich will versuchen, es aus dem Schlummer zu wecken — Treumund, alter Freund, höret mich an: dieser Walther Lund steht vor Euch und grüßt Euch herzlich nach jahrelanger Abwesenheit."

„Ich freue mich und grüße ihn wieder."

„Also Ihr kennt mich?" rief ich freudig.

„Ach nein — aber es ist wohl möglich, daß ich Euch kenne — ich habe viele gekannt —"

„Aber des guten Pfarrers Rieding und seiner schönen Töchter, der schwarzen und der weißen Anne, erinnert Ihr Euch doch noch?"

Das erloschene Auge des Küsters blitzte lebhafter auf und sah mich fest an, während ein leises Lächeln über sein faltenreiches Gesicht lief, wie eine rasch vor-

überschwebende Wolke, und er nickte herzhaft mit dem Kopf.

„O ja," sagte er, „die kenne ich recht gut — sie wohnten ja bei mir — hier, hier haben sie geschlafen," und er zeigte mit der zitternden Hand auf ein großes Bett mit rothgewürfelten Vorhängen.

„Er meint die Pfarrerin mit ihrer Tochter," erklärte die Nichte, „die in der Nacht, wo das Feuer ausbrach, hier ein Obdach fanden."

„Ich weiß es wohl, mein Kind, unterbrich aber seine Gedanken jetzt nicht. — Es war eine grausige Nacht, nicht wahr, mein Alter?"

„Sehr grausig! Und die bitterböse Krankheit — es starben so viele Menschen daran —"

„Ihr habt auch Eure gute Frau und Euer Kind verloren, nicht?"

„Ja wohl, ja wohl!" seufzte er und wischte sich mit dem Rücken der vertrockneten Hand die zährenfeuchten Augen aus.

„Könnt Ihr mir wohl sagen, wie der Pfarrer und die schwarze Anne starben — ob sie viel gelitten oder was Ihr sonst noch von ihnen wißt?"

„O ja, ich weiß Alles. Sie starben — und da waren sie todt. O Herr, es war ein trauriges Schauspiel. Da lag der Vater — und da die Tochter im

Sarge — und da legte sich die lebendige Tochter weinend über den Sarg der Schwester. Und es war ein wunderbar schöner Anblick, wie sich das schwarze Haar der Lebendigen mit dem weißen Haar der Todten vermischte —"

„Ihr irrt Euch; Ihr wollt sagen, das schwarze Haar der Todten mit dem weißen der Lebendigen —"

„Ja, ich irre mich — aber todt ist todt und lebendig ist lebendig — es ist Alles Eins und wir müssen alle einmal sterben —"

„Ja freilich! Wißt Ihr sonst nichts mehr?"

„Ach ja, ich weiß Alles, sage ich Euch — das Feuer war schrecklich und Alles verbrannte und mit Mühe trugen sie, der Müller vor allen, das kranke Mädchen heraus und hierher — da hat sie gelegen!"

„Kann ich wohl genau den Tag erfahren, wann dieses Unglück geschah? Erlaubt Ihr mir wohl Einsicht in das Kirchenbuch?"

„Das Kirchenbuch?" fragte er sinnend und schaute mich wehmüthig an.

„Ach, Herr," sprach die Nichte wieder — „das ist mit verbrannt, denn es lag gerade in der Nacht im Hause des Pfarrers, der so viele Todte einzutragen hatte. Und darum grämt sich eben mein Oheim

so sehr, weil er es dreißig Jahre lang mit eigener Hand geführt —“

„Verbrannt?“ rief ich. „Das ist schlimm. Weißt Du vielleicht, mein Kind, was sonst noch hier geschah?“

„Ach nein, mein Herr, ich weiß nichts davon. Ich kam erst hierher, als Alles vorbei war und die armen Leute da drüben schon begraben und die gnädige Frau, wie sie alle nennen mußten, weg war — aber der Müller, der ist gewiß der einzige, von dem Sie etwas Näheres erfahren können.“

„Ich will sogleich zu ihm gehen. Kann ich wohl die Stelle sehen,“ fragte ich leise und fühlte, wie mein Auge sich verschleierte — „wo die Gräber des Pfarrers und seiner Tochter sind?“

„Sehr gern, mein Herr, ich will sogleich die Laterne anzünden; sie liegen unter einer schönen Hängebirke.“

Gleich darauf sagte ich dem alten Küster gute Nacht und folgte dem Mädchen in das Freie. Sie schloß die knarrende Thür des alten Kirchhofs auf und führte mich, der ich ihr fast ohne Athem folgte, an die bewußte Stelle. Ich warf nur einen kurzen Blick darauf und sie war für ewig meinem Gedächtniß eingeprägt.

„Es ist gut, mein Kind,“ sagte ich, „ich danke Dir — jetzt aber will ich zum Müller gehen.“

„Wissen Sie auch, wo er wohnt? Sonst will ich leuchten.“

„Ich danke; ich kenne jeden Steg im Dorfe — gute Nacht!“

Und ich war wieder allein und eilte dem Hause des Müllers zu, welches oberhalb des Dorfes einsam an einem kleinen Bache lag, der das ziemlich große Mühlwerk trieb. Bald verkündete mir das Rauschen des Wassers, mit dem sich das Klappern der Räder vermischte, daß ich an Ort und Stelle war. Ich drückte die wohlbekannte Thür auf und befand mich im hellen Mühlenraum. Zwei rüstig arbeitende Gesellen schauten verwundert auf den unerwarteten und späten Besuch.

„Guten Abend, Ihr Leute, ist der Müller zu Hause?“

„Er ist in seiner Stube,“ sagte der Eine.

„Ist er allein?“

„Ach ja, er ist meist immer allein!“ Und schon war ich die kleine Treppe hinauf geschritten, hatte die Thür geöffnet und stand vor dem wohlbekannten Müller. Der unselige Mann saß bei der Flasche und hatte ein großes Kelchglas vor sich stehen, woraus

er eben nippte. Sein Gesicht glühte, seine Augen sprachen deutlich den Geist aus, der unglücklicher Weise seit Jahren in ihn gefahren war.

„Nun was soll's?" herrschte er mich an.

„Guten Abend, mein lieber Meister;" sagte ich mit liebreicher Stimme, „Ihr habt mich heute gewiß nicht erwartet —"

„Ich habe Niemanden erwartet und bin mir selbst genug;" brummte er — „was giebt es, frage ich noch einmal."

„Seht mich einmal genau an und sagt mir, ob Ihr mich vielleicht noch kennt?"

Der halbtrunkene Müller schielte oberflächlich auf mich hin und lächelte. „Da, trinkt einmal," sagte er und schob mir das Kelchglas zu.

„Ich danke Euch, ich trinke keinen Branntwein."

„Es ist kein Branntwein — es ist alter Korn — da seht, ich beweise es Euch!" Und er trank auf einen Zug das ganze große Glas leer, worauf er sich sogleich ein neues vollschenkte.

„Ich bitte Euch," fuhr ich fort — „beantwortet mir meine Frage — kennt Ihr mich?"

„Die Stimme kenne ich — ja — das Gesicht nicht — wer seid Ihr?"

„Ich bin Walther Lund, der sich früher so häufig im Hause des verstorbenen Pfarrers aufhielt.“

„Aha!“ sagte er halb zu sich und lachte überlaut. „Seid Ihr zurückgekommen? Ja freilich — man hat das wohl gedacht —“

„Wer hat das gedacht, mein guter Müller?“

„Nun ich — wer denn sonst? Hattet Ihr denn nicht eine Liebschaft mit des Pfarrers einer Tochter?“

„Ach ja — also Ihr wißt es — nun gut, ich dachte, es wüßte es Niemand.“

„Da seid Ihr sehr im Irrthum — die Mutter wußte es auch —“

„Ja freilich, und sie war dagegen, der Vater aber war dafür —“

„Nun, der war leicht zu lenken, das weiß ich wohl. Aber Ihr thatet Unrecht, der Mutter das Wort nicht zu gönnen.“

„Das Wort nicht zu gönnen? Sprecht Ihr das aus Euch selber oder hat es Euch Jemand gesagt? Ich habe es ihr ja gegönnt; sie mochte mich aber nicht leiden und schlug mir die Hand der Tochter ab.“

„Das ist schon öfter vorgekommen, und Ihr werdet wohl selber daran schuld gewesen sein —“

„Das von Euch zu hören, bin ich nicht hierhergekommen.“

„Warum denn sonst? Ihr glaubt doch wohl nicht — aber da — trinkt einmal —"

„Ich habe es Euch schon einmal gesagt — ich trinke nicht — ich bin krank."

„Und ich sage es Euch ebenfalls noch einmal — dann sage ich Euch auch nicht, was Ihr wissen wollt —"

„Ihr wißt ja noch nicht, was ich wissen will — o bitte, trinkt doch nicht mehr und laßt mit Euch reden."

„Hand vom Glas — sage ich!" Und er trank das neue Glas abermals zur Hälfte aus. „Was wollt Ihr wissen?" fragte er darauf barsch.

„Alles, was Ihr von dem traurigen Vorfalle in des Pfarrers Hause wißt — Alles von Anfang bis zu Ende, jedes kleine Ereigniß ist mir von unermeßlichem Werthe."

„Ich glaube es wohl — also von Anfang bis zu Ende? Nun, der Anfang war die Krankheit und das Ende war der Tod! Das ist Alles, was ich weiß, und nun gehabt Euch wohl!"

„Noch nicht, mein Freund. Ihr habt die weiße Anne auf Euren Armen aus dem Feuer getragen, höre ich."

„So sagt man!" grinste er widerwärtig.

„Und man dankt Euch dafür —“

„Wer dankt mir und womit?“

„Ich, Ihr hört es ja, mit herzlichen Worten. Ihr habt eine menschliche That damit vollbracht — war das arme Mädchen sehr leidend?“

„Gewiß war sie das. Sie ist ja auch darum gestorben.“

„Nein, ich meine Marianne, die weiße Anne, wie Ihr sie immer nanntet —“

„Ob es die weiße oder die schwarze war, ist mir einerlei; beide waren Mädchen und weiß ist so rechtschaffen wie schwarz, und schwarz eine Farbe so gut wie weiß. Da habt Ihr Alles, was ich Euch sagen kann und nun gute Nacht!“

„Und Ihr wollt mir wirklich nichts weiter sagen?“

„Ich will nicht — nein! Da habt Ihr ganz Recht. Soll ich gehen oder wollt Ihr gehen? Ihr habt mich lange genug belästigt.“

„Ich werde gehen — ja — aber erst will ich Euch danken, daß Ihr das arme Mädchen gerettet —“

„Ich will Euren Dank nicht und habe Euch nicht gerufen; man hat mir schon im Voraus gedankt —“

„So lebet wohl — ich wünsche Euch heitere Feiertage.“

„Desgleichen — gute Nacht!“ brummte er finster und leuchtete mir nicht einmal die dunkele Treppe hinab. Still den Müllerburschen eine gute Nacht wünschend, verließ ich das ungastliche Haus und ging — meinem letzten Besuche am heutigen Abend zu. Da war ich willkommener, das wußte ich vorher. —

Rasch schritt ich wieder dem Kirchhofe zu, denn mich riß eine kaum zu zügelnde Sehnsucht nach ihm hin. Bevor ich ihn aber noch erreichte, richtete ich meine Augen zu dem Himmel empor. Was ich aber da oben suchte, fand ich heute nicht. Mein theurer Stern, ach! nicht der auf der Erde allein, auch der am Himmelszelte war mir verschwunden, und dicke, schwere Schneewolken jagten ungestüm an dem dunkelen Nachtgewölbe hin. Da hatte ich die Kirchhofsmauer erreicht, deren zugängliche Stellen mir von Kindheit an bekannt waren. Ich suchte einen Stein, auf den ich stiege, um mich so auf die Mauer hinaufzuschwingen, und ich fand ihn bald. Leise sprang ich jenseits hinab und eilte mit ausgebreiteten Armen in vollem Laufe auf die einsamen Hügel zu, die bereits eine dünne, aber jetzt im Winter verwitterte Rasendecke überkleidete. Da stand ich dicht vor ihnen und sah, was ich so lange, so sehnsüchtig, so inbrünstig sehnsüchtig erstrebt hatte. O! Und hier unten also

lagen sie, die ich liebte und die mich so innig wieder liebten, und dennoch sollten wir uns nur auf diese Weise wiedersehen? Darf ich es glauben, Vater da oben, daß Du mir das als letztes Ziel meines Lebens gesetzt hast?

Und ich sank zuerst auf den größeren Hügel nieder und legte mich auf die Kniee. Ein stilles, warmes Gebet vereinigte meine Seele mit der des darunter Schlafenden und es dauerte nicht lange, so hatten wir uns wieder im Geiste gefunden und schütteten unsere vollen Herzen vor einander aus. Dann aber riß ich mich schnell empor und wandte mich dem benachbarten kleineren Hügel zu. Und auf ihn streckte ich mich ganz aus und legte meine warme klopfende Brust auf seine kalte Decke und umfaßte mit bebenden Armen, was ich allein noch von dem darunter schlafenden Engel umfassen konnte. „Anna!“ rief ich, mein Gesicht tief in den Sand verbergend, als dränge meine Stimme so leichter zu ihr hinab, „Anna! hier bin ich — mit Gott, wie ich gegangen bin, kehre ich auch wieder zurück. Meine ganze Seele ist, wie sie immer war, und kein Haar breit ist sie von dem Pfade der Tugend und des Dir gegebenen Gelübdes abgewichen, und doch bin ich so elend. Da bin ich, bei Dir — aber wo bist Du, daß ich Dich sehe,

Dich fühle, Dich bewundere? Ach, Du liegst da unten in kühler Erde, ruhig und schmerzlos — Deine strahlenden Augen haben sich für ewig geschlossen und Deine weiche Hand drückt die meine niemals wieder. Dein Herz klopft nicht mehr in der unschuldigen Brust und Deine Adern stehen still und sind leer von dem warmen Lebensstrome, der in ihnen so wunderbar rein und lauter floß. Ach! warum bist Du mir gestorben, oder warum bist Du allein ohne mich gegangen, Du einzig Geliebte! Komm — reich' mir die Hand und ziehe mich nach — da hast Du sie — o ich weile ja hier so ungern ohne Dich, komm, komm und befreie mich von meinen unsäglichen Schmerzen und laß mich bei Dir wohnen, hier unten in kühler Gruft! O!" — Aber da hemmten mir Thränen Gedanken und Worte — strömend flossen sie aus meinen wunden Augen und bedeckten mein Gesicht mit dem eigenen Weh. — Lange lag ich so auf ihrem Hügel, und meine Augen bohrten sich, wie mit göttlicher Kraft begabt, durch die dicke Erdrinde und ich sah sie tief unten klar und deutlich vor mir liegen. „Still!" schien sie mir entgegen zu flüstern — „störe mich nicht! Hier unten ist Ruh — ist Frieden — ist Seligkeit! Bleibe da oben — noch lange — strebe und wirke, was Du streben und wirken kannst —

aber wenn Du einmal kommst, dann, sieh, dann werde ich Dir so die Arme öffnen und Dich an mein Herz drücken, wo Du dann ewig bleiben sollst. Zurück, zurück! Meine Welt ist dies — und Deine Welt ist das — und zwischen uns liegt nur eine kurze Spanne Zeit, und wenn diese vorüber gerauscht, werden unsre Welten in einander schmelzen und auch wir uns vermischen und vereinen. Geh, und sei ruhig, sei hoffnungsvoll — ich bin es auch."

Das, ja das sagte mir die Stimme, die für mich wie eine himmlische Musik aus der Tiefe des Grabes aufstieg, und diese Musik beruhigte mich. Ich erhob mich, schlug meinen Mantel fester um mich und setzte mich still auf den Hügel nieder. Den Kopf senkte ich in meine Hände und so blieb ich in tiefen, unmöglich zu wiederholenden Gedanken sitzen. Stunde um Stunde verrann — ich wußte es nicht — die düsteren Wolken über mir hatten sich geöffnet und ihre weißen Flocken auf die Erde, auf das Grab, auf mich selbst gesenkt — und ich fühlte es nicht — ein weißer Mantel, der Sterbemantel der Natur, hatte sie und mich eingehüllt, uns trennte jetzt nichts mehr, das allein wußte, das fühlte ich. Da — übermannte mich plötzlich der Schlaf, denn ich war noch schwach wie ein Kind und hatte meine Kräfte heute mehr, als

ich sollte, angestrengt. Bald war ich entschlummert, fest, wie nur ein Kind schlafen kann, das nichts verschuldet hat. Und da kam über mich ein himmlisches Traumgebilde. Vor mir lagen die blauen Himmel, die Weltkörper von Weltkörpern trennen, und ich schaute weit, tief durch alle hindurch. Plötzlich öffneten sie sich noch mehr und im hintersten Grunde sah ich Anna auf einem Wolkenstuhle sitzen. Lächelnd war ihr Gesicht, nicht bleich, wie das einer Todten, sondern rosig, wie das eines Engels des Lichts und frohlockend ihre Miene in jedem einzelnen Zuge, wie sie immer gewesen, wenn sie mich freundlich anblickte. „Was weinst Du, Walther," sagte sie zu mir, „siehe, ich lächele ja. Stehe auf und vollende Deine Bahn! Ich halte mein Versprechen, halte auch Du das Deinige. Werde ein Mann und ich werde Dein Weib sein. Denn uns trennt Niemand, nicht Vater, nicht Mutter, nicht Freund und nicht Feind, wir sind immer vereinigt, wo wir auch sind, auf Erden und im Himmel — das sage ich Dir und Du magst es mir glauben. Also stehe auf und thue, wie ich Dir gesagt. Siehe, die Nacht entweicht und der kalte Morgen bricht an und Deine Glieder zittern vor Kälte — steh' auf und gehe, zu leben, zu wirken!" Und da schlossen sich die Himmel wieder, und ich sah nichts

als das graue Gewölk der Nacht, wie es war, ehe ich mich niederließ. Da erwachte ich wirklich. Ein kalter Fieberfrost schüttelte meine Gebeine und ich bemerkte nun erst, daß ich unter einer dichten Schneehülle saß. Da sprang ich auf und schüttelte den unwillkommenen kalten Gast von mir ab. Noch einen Blick warf ich auf die jetzt kaum erkennbaren Hügel und nahm zärtlichen Abschied von ihnen. Dann setzte ich meinen Fuß auf die Mauer und sprang in das ruhelose Leben draußen zurück. Langsam, kaum wissend, wie es geschah, verfolgte ich meinen dunkelen Weg. Immer langsamer ging ich, denn es wurde mir immer schwerer und schwerer. Endlich konnte ich nicht mehr. Ich mußte mich an einen Baum lehnen, um Athem zu schöpfen. Der Tag grauete im Osten und der Schnee flatterte nicht mehr herab. Ach, ich hatte die ganze Nacht, ohne es zu wissen, auf dem Grabe Anna's gesessen. Allmälig sammelten sich meine Kräfte wieder und ich schritt ruhig weiter. Endlich, mit unerhörter Anstrengung, hatte ich das Gasthaus zu Sakrow wieder erreicht. Die Leute waren schon munter und gingen daran, den heiligen Tag des Weihnachtsfestes zu feiern. Man nahm mich gern und willig wieder auf. Ein warmes Frühstück stärkte und belebte mich. In einer Stunde fuhr man mich über

die Havel, und dieselben Pferde, die mich gestern nach Glindow gebracht, zogen mich diesmal nach meiner Vaterstadt, wo ich in ein Gasthaus ging, um mich einen halben Tag zu ruhen, was ich so sehr bedurfte. Ach! so schwach ich körperlich war — innerlich hatte mich der Besuch am Grabe der Verlorenen wunderbar gestärkt und auf lange Zeit getröstet. Ich hatte beschlossen, zu leben und zu wirken, wie sie es mir geheißen. —

VII.

Das Kainszeichen.

Schon eine Stunde nach meiner Ankunft in dem städtischen Gasthause hatte ich leider mehr Unheil erfahren, als ich zu erfragen gekommen war. Die Cholera hatte auch hier ihre Opfer gefordert und zwei meiner nächsten Bekannten befanden sich darunter. Mein theurer Vormund und Gustav's, meines Jugendfreundes, Vater waren die ersten gewesen, die der traurigen Heimsuchung zur Beute geworden. Auch von dieser Seite also waren die Bande abgeschnitten, die mich an meine Heimat knüpften. Ich suchte sogleich meine Jugendfreundin Julie, die Tochter meines Vormunds, auf, um ihr mein Beileid auszudrücken und ihr meine eigenen Verluste mitzutheilen, falls sie sie noch nicht wüßte. Aber sie war mit einer befreundeten Familie in eine andere Stadt gereist und

die Wohnung, in der ich ehemals so gastlich aufgenommen, stand leer. Aehnlich verhielt es sich mit Gustav's Familie; seine jüngeren Geschwister waren bei entfernteren Verwandten untergebracht, und seine Mutter hatte sich zu einer Schwester auf das Land begeben. So blieb in der winterlich öden Stadt für mich nichts zu thun übrig; andere Menschen, Orte und Verhältnisse wollte ich nicht sehen, und am Mittag schon reiste ich daher nach meiner neuen Heimat ab. Hier empfing mich mein kleines Stübchen mit freundlichem Behagen. Die Wintersonne schaute traulich zum Fenster herein und ließ ein wehmüthiges Licht auf meine geringen Besitzthümer fallen. Ich stand jetzt ganz allein in der Welt und war nur auf meine eigene Kraft angewiesen. Ach, aber diese Kraft bedurfte noch langer und gründlicher Stärkung, um sich wieder in der alten Weise und Fülle geltend zu machen. Nur allmälig konnte ich mich anstrengenden Studien hingeben und langsam nur fühlte ich meinen früheren Lebensmuth und meine ehemalige Leistungsfähigkeit zurückkehren. Sobald ich aber einigermaßen meine Gesundheit befestigt sah, kam ich sogleich beim Ministerium ein, mir die Arbeiten zu meinem zweiten Examen zu liefern. Man machte mir einige Schwierigkeiten, weil ich eine längere als die gesetzliche Frist

zwischen dem ersten und zweiten hatte verstreichen lassen, aber da ich nachwies, daß ich auf Reisen und wegen mangelnden Vermögens nicht mein eigener Herr gewesen war, entschuldigte man mich und gab mir, was ich verlangte — hinreichenden Stoff zu ernster Arbeit. Ich legte mich mit einem Eifer hinter die Bücher, der meinem früheren in glücklicheren Tagen nichts nachgab. Meine Ausarbeitungen schritten daher rasch vor, denn ich faßte das Nothwendige schnell und die Ausführung folgte bei mir dem auftauchenden Gedanken immer gleich auf dem Fuße nach. So war ich in einigen Monaten fertig und nach gehöriger Durchsicht beschloß ich, sie unverzüglich einzureichen. Vorher aber wollte ich einen Besuch abstatten, von dem ich eine große Wirkung für meine Zukunft erwartete. Mein früherer alter Gönner war leider nicht mehr am Leben und konnte mich also mit seinem erfahrenen Rathe und seinem guten Willen nicht mehr unterstützen. An die einflußreiche Stelle aber, die er zuletzt bekleidet, war ein Anderer getreten, den man mir nicht allein als einen sehr gelehrten, sondern auch frommen, humanen und gefälligen Mann bezeichnet hatte. Seine Gunst war einigen jungen Leuten, die ihm mit Vertrauen entgegengetreten, sehr nützlich gewesen und sie wurden schnell an vortheilhafte Stellen

befördert. Warum sollte er mir nicht ein Gleiches thun, sagte ich zu mir selbst, ich will ihn bitten, sich meiner anzunehmen, da ich weder Verwandte noch Freunde auf Erden habe, die für mich in die Schranken treten könnten. Und helfen lassen muß man sich nun einmal in dieser sonderbaren Welt, durch sich selbst und allein kommen Wenige zum erwünschten Ziele, und seien sie so klug und tugendhaft wie sie wollen. Es ist dies eine den Menschen von Charakter und Selbstgefühl niederdrückende Betrachtung, und wer sie durch die Erfahrung bestätigt findet, wird wissen, in wie kläglicher Färbung sie das Chaos irdischen Wirkens dem klaren Auge des redlich Vorwärtsstrebenden erscheinen läßt.

So bereitete ich mich denn auf meinen Besuch ernstlich und würdig vor. Mein Gesicht war schon längst wieder frei von dem im polnischen Kloster gewachsenen Barte und ich sah so ziemlich aus, wie ein Kandidat der heiligen Theologie aussehen muß. So dachte ich wenigstens, ohne daß ich es mir im Einzelnen eingestand, denn ich war nicht gewohnt, mit egoistischer Liebhaberei mein eigenes Bild im Spiegel anzuschauen.

Es war eines Sonntags nach beendigtem Gottesdienste, als ich mich auf den Weg zu dem Hoch-

würdenträger der evangelischen Kirche machte, den man mir so außerordentlich gerühmt hatte. Ich war wunderbar ruhig gestimmt und hatte meine Gedanken allein auf das christliche Gespräch gerichtet, welches mich meiner Erwartung gemäß sogleich in Anspruch nehmen sollte. Ich zog die Glocke an der Thür des ansehnlichen Hauses und wurde eingelassen, erhielt aber die Meldung, daß der gesuchte Herr noch nicht aus der Kirche zurückgekehrt sei. Da ich beschlossen hatte, ihn an diesem Tage bestimmt zu sprechen, um mit meinen Vorsätzen aufs Reine zu kommen, so wartete ich auf dem Flure des rückkehrenden Frommen. Auf und abgehend wiederholte ich mir Alles, was ich ihm ans Herz zu legen gesonnen war. Da ging die Thür auf und er trat selbst herein. Ich kannte ihn schon, denn ich hatte ihn früher oft auf dem Hofe der Universität gesehen und auch in einigen Vorlesungen gehört, als ich noch eifriger Student war. Mit gesenktem Haupte und demüthiger Miene, ein vergoldetes Gesangbuch in der Hand tragend, wollte er an mir vorüber streifen und sich in sein Zimmer begeben, als ich mich ihm in den Weg stellte und ehrerbietig meinen Hut zog.

„Begrüßen Sie mich, mein Herr?" fragte er salbungsvoll.

„Ich gebe mir die Ehre, Ihnen meine Aufwartung zu machen.“

„Aber es ist Sonntag, mein Lieber — bedenken Sie das wohl — ein heiliger Tag! Ich liebe nicht die Arbeit am Gottestag, denn ich feiere ihn, wie ein guter Christ es muß.“

„Auch ich feiere ihn, und gerade darum komme ich heute zu Ihnen, Herr . . .“ — und ich nannte ihn bei seinem vollen Titel. — „Es ist keine Arbeit, die ich von und mit Ihnen verlange, es ist vielmehr ein Gespräch über mir heilige Dinge, welches mich zu Ihnen führt.“

„So folgen Sie mir!“ Und er schritt mir gravitätisch in sein Zimmer voran. Dort angekommen, brauchte ich nur einen Blick um mich zu werfen, um Alles zu sehen, was darin und nicht darin war. Es war das Arbeitszimmer des Gelehrten, aber es war auch das Parade- und Betzimmer des Frommen. Ueberall wo es nur ging, zwischen Pulten, Bücherschränken und Möbeln allerlei Art, waren Christusbilder angebracht, und von einem kleinen, schwarz behängten Altare, auf dem zwei dicke Kerzen brannten, schaute das blutige Haupt des Gekreuzigten herab.

Der fromme Mann legte seinen Hut ab, warf

einen demuthsvollen Blick auf diesen Heiland, und setzte sich auf einen sammtenen Sessel, während er mich, den Hut in der Hand, vor sich stehen ließ.

„Was wünschen Sie, mein Herr?“ fragte er mehr streng als freundlich.

Ich theilte ihm mit beflügelten Worten meine verlassene Stellung im Leben mit, was er ziemlich gleichgültig anzuhören schien; kam dann auf meine Studien, meinen Eifer und endlich auf meine Wünsche, sobald wie möglich mein vorgestecktes Ziel zu erreichen.

„Welches Ziel haben Sie sich vorgesteckt?“

Ich sah ihn betroffen an, denn ich hatte es ja deutlich genug bezeichnet. „Ich suche ein evangelisches Pfarramt,“ sagte ich endlich, „sobald ich meine Prüfungen rühmlich werde bestanden haben.“

„O, bemühen Sie sich nicht mit Prüfungen — wozu sollten Ihnen die nützen?“

„Ich muß doch die gesetzlichen Prüfungen ablegen, wenn ich ein Geistlicher werden will?“ entgegnete ich etwas verdutzt.

„Sie ein Geistlicher? Wie können Sie an so etwas denken?“

„Ich? Warum denn nicht so gut wie jeder An-

dere, der den Beruf und die göttliche Kraft dazu in sich fühlt?"

„Ich bitte Sie" — und er warf einen scharfen, flackernden Blick auf meine Stirn — „Wie wollen Sie Milde und Verträglichkeit Ihren Mitmenschen von der Kanzel herabpredigen, wenn Sie selber das Kainszeichen der Zwietracht und Sünde auf Ihrer Stirn tragen?"

„Das Kainszeichen?" fragte ich und fühlte mich im Innersten meines Lebens erschüttert.

„So sage ich — ja! Oder hat vielleicht eine segnende Hand jene brennende Schrift auf Ihrem Haupte zurückgelassen?"

„Mein Herr, das ist ein Unglücksfall, den ich, bei Gott! am wenigsten verschulde" —

„Das können Sie nicht Jedermann sagen, der Sie zum geistlichen Beistande wählt" —

„Aber ich sage es Ihnen, in dessen wohlthuender Hand es liegt, zu spenden und zu segnen, wem und wen Sie wollen" —

„Mein Herr — ich habe keine Macht zu binden und zu lösen in meiner demuthsvollen Hand — ich bin nicht Priester, ich bin nur Beamter — an heiliger Stelle zwar, aber nur für die, die es verdienen. Sie können es nicht verdienen, da Sie, wie jeder

Mann sieht, der Augen hat, ein Raufbold gewesen sind."

„Nie, mein Herr, bin ich ein Raufbold gewesen — ein Unglück, wiederhole ich, hat mir ohne meine Schuld dies traurige Maal aufgedrückt."

„Ich habe es schon einmal gehört, daß Sie schuldlos sind — aber Sie irren — wir sind alle voll Schuld, alle Sünder ohne Maaß und Ziel — und Sie werden doch nicht besser sein wollen, als die Ersten und — Besten im Lande?"

„Nie habe ich solch einen vermessenen Gedanken gehegt, davor soll Gott mich bewahren — aber dieses traurige Zeichen, da Sie mir es doch zum Verbrechen anrechnen, — wenn es mir nun ein Straßenräuber aufgedrückt, oder wenn ich es in ruhmvollem Kampfe für König und Vaterland empfangen — würde es auch dann mich ausschließen, ein Diener und Verkündiger des Wortes Gottes, unsers Herrn zu werden?"

„Mein Herr, Sie sind nicht hierhergekommen, hoffe ich, um mir spitzfindige, sophistische Fragen vorzulegen, sondern ganz einfach darum, sagen Sie, einen wohlgemeinten Bescheid zu empfangen. Wohlan denn, Sie haben meinen Bescheid" —

„Und der lautete?" fragte ich, ernst und stolz

mein Haupt erhebend, das ich vor diesem Manne nicht beugen konnte.

„Der lautete?" wiederholte er spitz. „Auch noch Trotz? Das geht zu weit — Gott verzeihe mir die Sünde, den Sabbath so zu entheiligen — mit einem Wort, mein erhabener Herr — so lange ich hier am Ruder bin, können Sie bei uns, das heißt in unserem gesitteten Lande, nie ein Priester werden. Guten Morgen!" Und er stand rasch auf und verließ mit hastigen Schritten, als würde er von einem unreinen Geiste verfolgt, das Zimmer.

Ich stand wie niedergedonnert da und schaute die Thür an, durch die der heilige, fromme Mann verschwunden war. „Was war das?" rief ich laut aus. „Was wollte er von mir — was that ich ihm? Ah!" — Und alles Blut meiner Brust warm zu meinem Munde herauf kochen fühlend, als müßte ich daran ersticken, verließ ich das Zimmer, das Haus, eilte nach meiner eigenen kleinen unbescholtenen Wohnung und schloß mich fest ein, als ob ich mich gegen einen nahenden Feind verriegeln wollte. —

Lange Zeit verging, ehe ich wieder zu einer ruhigen und vernünftigen Ueberlegung gelangen konnte. Der neue Schlag war zu rasch gekommen und zu heftig gewesen, als daß ich mich sobald davon zu

erholen vermocht hätte. Grollend und bissig lief ich zwischen meinen vier Wänden auf und ab, wie ein gefangener und verspotteter Löwe, und es dauerte lange, ehe ich Worte finden konnte, die meinen Grimm nur einigermaßen wiedergaben. Endlich hatte ich sie gefunden und ich sprach laut vor mir selbst aus, was mein Herz so mächtig und rastlos bewegte.

„Ist es dahin mit mir gekommen," sagte ich, „daß man mir nach alledem, was mir geschehen, auch noch so begegnet? Habe ich das verdient? Bin ich ein Bettler geworden an Leib und Geist, daß ich von diesen Heuchlern ein Almosen erflehen sollte? Bin ich so weit in meiner Selbstachtung heruntergestiegen, daß dieser von Tugend und Sitte strotzende Mann mir wie einem hungrigen Hunde ein erbärmliches Stück trocknen Brotes versagt? Was ist mein Herz, mein männliches Herz, wenn es das dulden kann, wo blieb mein oft gepriesener Geist, wenn er sich gegen eine solche Erniedrigung nicht zu sträuben vermag? Wache auf, Herz und Geist, und erhebe Dich, so weit Dir Gottes freie Räume es gestatten, Du hast Flügel, wenn Du fliegen willst, Du hast Füße, wenn Du laufen willst. Hier ist ein Feind zu besiegen, der schwach und erbärmlich genug ist,

also ermanne Dich, daß Du über ihm stehst — lebe und wirke, wie es der Engel im Grabe Dir zugeflüstert hat.

„Ja, ich bin der ewigen Sklaverei, des Handelns nach Vorschriften, des Thuns nach Befehl müde. Der menschliche Geist vermag nur bis zu einer gewissen Höhe die sich aufthürmende Last der Welt zu ertragen. Ich habe es satt, ein Spielball in der Hand sich erhaben dünkender und doch nur im Erbärmlichen befangener Menschen zu sein, auf meinen eigenen Füßen will ich stehen und von jetzt an frei über mein Schicksal schalten und walten.

„O, wie hat man mich gequält, gehetzt, geplagt bisher, und was habe ich damit erreicht? Nicht allein von den fremden Menschen, die, Hetzhunden gleich, unabläßig und gierig auf meinen Fersen waren, sondern auch von meinem eigenen innern, immer vorwärts drängenden und sich niemals genügenden Gewissen bin ich gestachelt und gepeinigt worden.

„Wie ist diese Welt so kahl, so nichtig, so armselig, wenn sie nur Vorgesetzte, Befehlshaber und Herren hat, die nur die Peitsche zu schwingen verstehen, wenn keine Liebe, keine Neigung, keine Menschlichkeit in ihnen ist. Wenn diese alle heulend und wüthend über uns herfallen und den allgemeinen

Tummelplatz, den Gott uns zu unserer Entwickelung angewiesen, zur Wahlstatt der Leidenschaft, des Neides, der Habsucht umwandeln, was ist es dann für eine gottgesegnete Wohlthat, ein Ruheplätzchen zu besitzen, wohin man sich zurückziehen und, unberührt von dem Taumel der Welt, sich selbst leben und genießen kann, was der allgütige Schöpfer ja einem Jeden von uns zum Genusse dargeboten hat.

„Und wie, Ihr habt mir so oft gesagt, ich hätte Talent — wozu hätte ich es, als um es zu gebrauchen? Und, habe ich es wirklich, dann bedarf ich Eurer nicht, Ihr lästigen Helfershelfer, wie Ihr auch heißt, und wer Ihr auch seid. Beschützen wollt Ihr so gern und Ihr rühmt Euch dessen, um Euch groß und breit zu machen im Lichte der Andern. Wohl, Ihr möget viele beschützen, aber Leute von Talent habt Ihr noch nie beschützt, denn Ihr fürchtet sie, und Gott sei Dank, sie bedürfen Eurer auch nicht und können sich selber helfen. Die Protektion ist nur für die Dummköpfe da, und das ist kein Wunder; denn die Protektoren erinnern sich dabei ihres eigenen Schicksals und wiederholen es nur gar zu gern, wie der abgerichtete Pudel seine Kunststücke. Ich will kein Protektor, aber auch kein Pudel sein, ein Mensch, ein Mensch allein, das heißt, ein freier Geist, um

leben und wirken zu können, wie ich will, wie ich muß. Also weg, ihr Bücher, in denen nur todte Asche glimmt und kein wahres, lebendiges Wort enthalten ist, denn die Leute, die sie schreiben und auslegen, deuten und erklären, sind matte, kranke, todte Menschen, sie lehren den Buchstaben und verstehen den Geist nicht, der in Gottes Schöpfung kreist.

„Ach, wie fühle ich mich nun stark, frei, unabhängig — die Sklaverei ist beendet und die Freiheit beginnt — ja, auf meinen eigenen Füßen will ich stehen und das Haupt zu meinem Schöpfer erheben, der es so stolz, so erhaben gemacht hat, wie das aller jener, die sich öffentlich vor ihm im Staube beugen und innerlich auf dem Kopfe ihrer Nächsten spazieren gehen.

„Abgemacht! Geschlossen ist die alte Zeit und eine neue öffnet ihre Pforten — auf, weit auf — laßt mich hindurchschreiten, ich sehe mein Ziel!" —

In solcher oder doch ähnlicher Weise brach ich den langen Zwiespalt meines Innern mit kühner und rascher Hand entzwei und betrat den neuen Pfad meines sonderbaren Lebens. Wohl mir, daß ich seit langen Jahren auf diese Revolution meines Innern vorbereitet war und daß Gott mir Mittel in die Hand gegeben hatte, mir aus den Trümmern des alten ein

neues Dasein aufzubauen. Das belebende Agens Adolfs, des Barden, damals mit kindischer Hand in die kindische Brust gesäet, war üppig und glanzvoll aufgekeimt und allmälig zum mächtigen Baume aufgewachsen, der unzählige Blüthen und manche süße Früchte trug. Und jetzt wollte ich sie pflücken, diese Früchte, davon zehren, und von meinem Ueberflusse noch Anderen anbieten. So ward es beschlossen und so wurde es ausgeführt. Und es war hohe Zeit dazu, denn meine geringen Mittel waren so gut wie erschöpft, sie reichten nur noch eine kurze Weile, und hungern — hungern konnte ich doch nicht, denn ich war ja keine Maschine von todtem Holze oder Metall, sondern ein fühlendes Wesen von Fleisch und Blut, das der Speise und des labenden Trunkes bedürftig war. Wahrlich, ich war von Jugend an nicht an Leckerbissen gewöhnt, und das war gut, denn jetzt kam mir die dürftige Gewohnheit meines früheren Lebens vortrefflich zu Statten.

Aber — der erste feurige Rausch eines freiwilligen Aufschwungs flog vorüber und es blieb, wie nach jedem leiblichen oder geistigen Rausche, der nüchterne Rest der nackten Wirklichkeit zurück. Es ist kein kleines und gleichgültiges Ereigniß in dem Leben des schon erwachsenen Menschen, plötzlich seinen Be-

ruf, an dem er so lange Jahre gearbeitet, auf dessen Früchte er gehofft, für dessen Entwicklung er gesorgt, wie ein Vater für sein Kind, aufzugeben und dafür einen anderen zu ergreifen; es kostet Mühe, Selbstüberwindung, Arbeit und Sorge, mehr als seine ganze frühere Entwicklung gekostet hat.

Aber für mich war das nicht ganz so schwer wie für Andere. Mancher bittere Kummer war durch mein Herz gezogen, manche Sorge hatte mir schlaflose Nächte verursacht, ich war an Opfer, Noth und Schmerz gewöhnt, eine Sorge mehr oder weniger drückte mich nicht tiefer nieder. Meine Schultern waren wieder stark und mein guter Wille riesengroß geworden, das Beste zu wollen, das Schwerste zu vollbringen.

So stellte ich denn meine bisher mir so lieben theologischen Bücher in den Schrank, band meine vergeblichen Prüfungsarbeiten zusammen und begrub sie wie einen Todten im tiefsten Fache meines Schreibtisches. Da liegen sie noch und harren, wie so Manches im Leben, der Stunde der Auferstehung, die für sie aber, so lange ich bin, nicht wieder schlagen wird. Und alsobald nahmen andere köstlichere Werke ihre bisherige Stelle ein. Mein Shakespeare, mein Goethe, mein Ariost traten in ihre unvergänglichen

Rechte, sie herrschten fortan in meinem Geiste, meinem Herzen. Triumphirend schüttelten sie ihr siegreiches Banner und mein Haupt ruhte fortan im Schatten desselben kühl und wohl. Ach! ein Shakespeare, ein Goethe, ein Ariost wollte und konnte ich nicht werden, dazu waren mir die aetherischen Schwingen versagt, aber ich konnte denken, schreiben, dichten wie sie, denn auch in meinem armen Kopfe lebten Gedanken, auch in meiner Brust schlummerten Empfindungen, die ich nur zum wachen Dasein zu erwecken brauchte.

„Das Leben kann ich mir doch wenigstens mit meiner Arbeit fristen,“ dachte ich, „und das ist ja jetzt, für den ersten Augenblick wenigstens, die Hauptsache; dann bettele ich nicht, dann darbe ich nicht, dann beuge ich mich nicht vor den Heuchlern in den Staub, dann bin ich frei, unabhängig, mein Eigen — das schönste Bewußtsein des Menschen, des Mannes, des gottähnlichen Geschöpfes! —“

Und so war es im Rathe der Götter beschlossen — ich sollte ein Schriftsteller werden und — ich ward es.

VIII.

Das Erstlingswerk.

Die Schriftstellerlaufbahn hat, wie jede andere, die ein Mensch im Leben betritt, ihre besonderen Hindernisse, Unannehmlichkeiten und Trübsale, die sich der unerfahrene Anfänger, wie ich einer war, vor Beginn derselben unmöglich vorzustellen vermag. Ich sollte das sehr bald erkennen lernen und gewahrte gleich in der ersten Zeit, daß, wie jeder Kämpe im Mittelalter, ehe er zum Ritter geschlagen ward, sich erst die Sporen verdienen, das heißt irgend eine bedeutende Handlung vollführen mußte, eben so derjenige, welcher ein sogenannter Autor zu werden beabsichtigt, sich eine wirkliche Autorschaft erringen muß, was in der That nicht so leicht ist, wie es aussieht und ich es mir früher in meinen phantasiereichen Vorstellungen eingebildet hatte.

Es handelt sich hierbei nicht allein um das Denken und Schreiben, denn beides thun viele Menschen häufig und in allen möglichen Richtungen, es handelt sich hier vielmehr darum, etwas Wohlgedachtes so gut zu schreiben, daß es nicht nur der Mühe des Druckes, sondern auch des Lesens lohnt, und das weicht von jenem so weit ab, wie das Haben vom nicht Haben, das Können vom nicht Können. Ich bedurfte zu meiner beschlossenen ersten Arbeit nicht allein des Stoffes, sondern auch des wesentlichen Kunstvermögens, denselben äußerlich wohl gerundet, innerlich aber dem Geiste lehrreich und dem Herzen angenehm zu verarbeiten und darzustellen. Früher, bevor ich die Sache selbst versucht, das heißt die Feder zu einer öffentlichen Schaustellung angesetzt, dachte ich mir, es mache sich Alles sehr leicht von selbst, und wenn der Stoff da sei, sei auch das Kleid vorhanden. Als ich aber nun wie ein verständiger Schneider an das Zuschneiden meines Stoffes ging, siehe, da fand ich eine unendliche Menge ungeahnter Hindernisse und Bedenklichkeiten vor, die ich alle erst im Geiste nicht sowohl überspringen, als vielmehr überwinden mußte. Alle diese Ueberlegungen, zu denen ich dadurch gelangte, kosteten mir manchen schönen Tag und manche geistige Kraftanstrengung. Wie ein hypochondrischer

Kranker, der seine tägliche Laufpartie ohne eine Minute Verlust abmachen muß, lief auch ich im Berliner Thiergarten herum und gelangte doch nicht sobald zu einem bestimmten Entschluß. Ich hatte immer meine Augen auf ein zu schreibendes Meisterwerk gerichtet, und doch war ich erst ein anfängerischer Schüler. Alle guten Werke, die ich des Beispiels halber zur Hand nahm, lasen sich so leicht und glatt weg, boten dem Lesenden durchaus keine Schwierigkeiten im Verfolgen und Entziffern des Gedankens dar, daß ich anfangs der irrigen Meinung war, es müsse sich auch dem Schreibenden keine Mühe beim Schreiben derselben bieten, es müsse sich vielmehr das zu Verarbeitende aus dem Geiste, der es einmal erdacht und gefaßt, so leicht und glatt ausgießen lassen, wie man Wasser oder Oel aus einem Gefäße gießt. Aber welcher furchtbare Irrthum war das! Man versuche es selbst und man wird die Schwierigkeit schon finden, die der geübte und bewanderte Leser nie oder höchst selten, der Schreiber aber, namentlich der Anfänger, fast immer oder wenigstens sehr oft zu besiegen hat.

Nachdem ich also an manchem Stoffe hin und her gesucht, daran herum gepflückt, dies und das zu loben oder zu tadeln, niemals aber etwas, was mich vollkommen befriedigte, darin gefunden, kramte ich

endlich in meinen alten Schriften und Plänen herum und hoffte hier Manches zu finden, was wohl der Belebung durch den Druck würdig wäre. Ich fand auch einzelne gute Gedanken, manche hübsche kleine Gedichte, aber — das war nur Einzelnes, Abgerissenes, durchaus nichts Zusammenhängendes, kein brauchbares Ganzes.

„Ei," sagte ich zu mir, „wie ist mir denn zu Muthe? Ist es mir doch nie so schwer geworden, etwas zum Schreiben zu finden, da es noch nicht mein Beruf war zu schreiben, und jetzt, da ich diesen Beruf zu meinem Lebensunterhalt gewählt, sollte es mir unmöglich geworden sein?"

Aber auch hier sollte ich bald die Erfahrung machen, daß der Mensch oft im Weiten sucht, was er ganz in der Nähe besitzt, und daß er, wenn er lange nach einem Gegenstande forscht, nach dem Punkte, wo er liegt, in der Regel zuletzt tappen wird. Mit einem Male fragte ich mich klar und bündig: „Was willst Du?" — „Schreiben! Und zwar etwas schreiben, was man gern lesen möchte." — „Es handelt sich also allein um das Was?" — Da antwortete mir eine innere Stimme ganz einfach: „Schreib, was in Dir ist, denn was nicht in Dir ist, kannst Du niemals schreiben, wie es auch kein Anderer ver-

mag, und wenn er im Uebrigen der fähigste, geistreichste und unterrichtetste Mensch wäre."

Das war für mich ein wichtiger Aufschluß, der mir ganz leicht den richtigen Weg bahnte, denn in meinem Innern hatte sich sehr viel Stoff angehäuft. Ich hatte nicht allein viel gedacht und empfunden, sondern ich hatte auch viel gesehen und gehört, ach! und sogar selbst erlebt. Gesehen! Dabei blieb ich zuerst stehen, das Gedachte und Empfundene würde sich schon mit dem Gesehenen vermischen, dachte ich, und das bestätigte sich auch. Und da war mit einem Schlage mein Plan vollendet, ich sah, was ich vorher übersehen, daß ich im Besitze eines großen Schatzes war. Ich beschloß nämlich meine italienische Reise mit den Eindrücken, die sie auf mich gemacht, und mit den Anschauungen, die sie in mir hervorgerufen, wiederzugeben, und im Handumdrehen, ohne noch eines besonderen Nachdenkens zu bedürfen, setzte ich mich nieder und begann mein erstes für die Oeffentlichkeit bestimmtes Werk.

Die erste Zeile wurde mir schwer, meine Feder stockte oft und ich mußte mich besinnen, ob dies oder das das rechte Wort, dieser oder jener der geeignete Gedanke wäre. Als ich aber erst ein paar Seiten hinter mir hatte, floß mir das innere Leben wie aus

einer geöffneten Ader entgegen und ich konnte den lebhaft quellenden Strom kaum hemmen. Mit einem Wort, das Eis der Befangenheit war gebrochen, die Bahn des Laufes klar, und ich schwebte mit wonnig gefühlter Freiheit darauf hin.

O und nun lernte ich die köstliche Wollust des Denkens und Schreibens in einem Momente, also des Schaffens kennen. Unter meiner nie ermüdenden Hand wuchs, wie von selbst, die Pflanze auf, die ich einst als unscheinbaren Saamen in den Boden gelegt; herrlich und prächtig hob sie ihre Blätter empor und erfrischte mit ihrer bewunderungswürdigen Triebkraft mein Auge und Herz. Ja, die Gedankenwogen kamen in so übermächtiger Fülle, daß ich die Hälfte, weil ich sie so rasch nicht eindämmen und bändigen konnte, ungenutzt vorüberrauschen lassen mußte. Tag und Nacht saß ich im eigentlichen Sinne des Worts bei der Arbeit. Denn wenn ich Abends spät, selten vor Mitternacht, zu schreiben aufhörte und, ein wenig ermüdet, mich der nothwendigsten Ruhe wegen auf das Lager warf, so begann die innere Arbeit von freien Stücken erst recht ihr Werk und mein Gehirn entwickelte ohne mein Zuthun, im Stillen, seine geheimen Pläne aus ureigener Begabung. Gerade Nachts, wenn Alles um mich in

tiefstem Schlafe lag, kamen mir ungerufen und bisweilen sogar unwillkommen so viele neue Gedanken über den Hals, daß ich mich vor ihnen nicht anders zu retten wußte, als daß ich wieder aufsprang, Licht anzündete, und rasch die Feder ergriff, um in hastigen Zügen das Skelett des am nächsten Morgen zu vollbringenden Abschnitts auf das treue Papier zu werfen. Kaum graute der Morgen, so saß ich schon wieder am Schreibtisch, und wenn ich auch einmal nicht wollte, ich mußte schreiben, denn die Gäste waren ungebeten von selber da und machten sich mit ungestümer Heftigkeit in meinem Kopfe, und in der Unruhe meines ganzen Wesens bemerklich. Oft kam mir die Mittagsstunde so eilig heran, daß ich sie für aufdringlich hielt, kaum nahm ich mir so viel Zeit, als nöthig ist, den Appetit eines so kräftigen Menschen, wie ich es allmälig wieder geworden war, zu stillen, und oft fühlte ich erst, daß ich eigentlich Hunger hatte, wenn die Mahlzeit längst genossen war. So lebte und webte ich damals fortwährend in Gedanken, und die Zeit hatte zu wenig Raum, alle meine Vorstellungen herauszulassen, und der helle Tag war zu kurz und die dunkle Nacht zu lang, um alle meine sich selbst verschlingenden Wünsche vollbracht zu sehen.

So konnte es nicht fehlen, daß ich schneller mit meinem Erstlingswerke zu Stande kam, als ich mir selber vorgestellt. Und da lag es fertig geschrieben vor mir und schaute mich wie ein liebes Kind mit seinen freundlichen Augen an; ich selbst aber freute mich darüber, als ob ich eine bedeutende und lobenswerthe That vollbracht. Aber leider war es erst geschrieben, es fehlte noch viel, ehe ich es gedruckt den spähenden Augen der Welt unterbreiten konnte. Als ich es bei der Korrektur zum ersten Male im Zusammenhang überlas, traten mir meine eigenen Worte als etwas durchaus Fremdes und Unbekanntes entgegen, ich wunderte mich, daß ich das Eine so oder so aufgefaßt, das Andere so oder so gesagt hatte. Es war, als wenn das Ganze in einer Art von Bewußtlosigkeit oder geistigem Rausche beinahe von selbst entstanden wäre. Vieles gefiel mir gar nicht, Manches verwarf ich durchaus, nur sehr Weniges errang meinen vollkommenen Beifall. Aber als ich es wieder und wieder las, hier und da änderte, hier und da strich oder hinzufügte, ward allmälig ein flüssiges Ganze daraus und — meine Arbeit lag endlich fertig vor mir. Betitelt war das Werk: Reisebilder aus der Schweiz und Italien. Ich ließ es eine Woche in meinem Pulte liegen, ohne es anzusehen, was mir

Ueberwindung genug kostete, hatte aber dabei eine entsetzliche Furcht, es könne mir durch irgend einen Zufall wieder entrissen, entweder gestohlen oder verbrannt werden. Nachts nahm ich es mit vor mein Bette, und wenn ich nach einigen Stunden zufällig aufwachte, tappte ich danach, ob es auch noch an meiner Seite wäre; Morgens begrüßte ich es als einen wiedergefundenen Schatz, der mir noch einmal wohl erhalten sei. Diese seltsame Beängstigung mußte aber endlich einmal ein Ende nehmen. Und das konnte nur dadurch geschehen, daß mein bisher geschriebenes Werk gedruckt wurde. Aber da trat mir eine neue Schwierigkeit in den Weg, auf die ich nicht sogleich vorbereitet war. Wie sollte das geschehen, wer sollte es mir aus den Händen nehmen und drucken lassen, da ich selbst keine Mittel dazu besaß? Ich hatte nicht die geringste Erfahrung in solchen Dingen, keine mich belehrende Bekanntschaft, keinen Rathgeber, keinen Freund, denn ich stand wie ein armer, öder, einsamer Fels mitten im Strudel des um mich tobenden Weltmeeres da. Ich mußte also einen kurzen Entschluß fassen, mich nach einem Verleger umsehen und dabei auf mein gutes Glück vertrauen, einem billig und redlich denkenden Mann in die Hände zu fallen. Ich faßte mir also eines Tages ein Herz, nahm mein

theures Kleinod, wohl eingewickelt, damit es keinen Schaden erlitte, unter den Arm und trat bei einem reichen Buchhändler ein, der jährlich eine große Anzahl ähnlicher Schriften, wie die meinige war, drukken ließ. Der wird es gewiß mit Freuden nehmen, sagte ich zu mir und freute mich selbst schon im Voraus. Als ich aber dem Manne mein Anliegen vorgetragen, lächelte er still vor sich hin und fragte mich:

„Haben Sie schon einen Namen?"

„Einen Namen? Gewiß!"

„Ich meine nicht den, welchen Sie von Ihrem Vater geerbt, sondern den Sie sich selbst gemacht haben. Was haben Sie schon geschrieben?"

„O sehr viel, mein Herr!"

„Darf ich mir die Titel Ihrer gedruckten Bücher ausbitten und den Namen des Verlegers, der sie herausgegeben?"

Ach! Jetzt verstand ich ihn erst. „Es ist mein erstes Werk," sagte ich scheu, aber doch hoffnungsvoll, denn der Mann sah freundlich genug bei meinem kritischen Antrage aus.

„Ihr Erstlingswerk also — ah! Aber mein Herr, ich drucke keine Erstlingswerke, nur berühmte oder wenigstens bekannte Autoren bediene ich."

Und damit war ich abgefunden und zog mit mei-

nem unhebbaren Schatze wieder in meine einsame Wohnung zurück. Ich fühlte mich etwas eingeschüchtert, gedemüthigt. Ich glaubte, der Mann habe unrecht gehandelt, daß er mich nicht mit beiden Armen umfangen, und auch ich hätte unrecht gehandelt, daß ich mich nicht selbst wärmer empfohlen. Ich wollte es also demnächst besser machen und begab mich zu einem zweiten Buchhändler, zu dem ich einige herzliche Worte sprach. Er hörte mich ruhig an, nahm mir das Buch, ohne ein einziges Wort zu sprechen, aus der Hand und blätterte darin herum, ohne nur eine Zeile zu lesen. Endlich blieb er mit den Augen auf dem Titel haften und sagte kalt: „Reisebilder? Aus der Schweiz und Italien? Die existiren zu Dutzenden — ich bedaure, keinen Gebrauch davon machen zu können."

Höchst betreten schlich ich zu einem dritten Buchhändler. Er nahm mein Buch, legte es bei Seite und vertröstete mich mit den Worten, in einigen Wochen solle ich seine Antwort erwarten.

„Ich werde sie mir selbst abholen!" bemerkte ich kleinmüthig.

„Das mögen Sie thun!"

Nach zwei Wochen begab ich mich wieder zu ihm und bat mir seine Antwort aus. „Ach," sagte

er, „ich habe es ganz vergessen, man hat so viel zu thun.“

„Das glaube ich wohl — aber ich habe dadurch zwei Wochen verloren —“

„Haben Sie es so eilig? Ist Ihre Zeit etwa kostbar?“

„Unbezahlbar, mein Herr!“

„Nun so nehmen Sie Ihr Werk wieder mit, ich habe in den nächsten Monaten keine Zeit, darin zu lesen.“

Auf das Bitterste ergrimmt, trug ich meinen glücklich eroberten Schatz, den mir kein Mensch abnehmen wollte, wieder nach Hause; mein Muth war gebrochen, mein Eifer erkaltet, mein Hoffnungsbarometer auf den tiefsten Punkt herabgesunken. Meine Mittel hatten sich unterdeß bedeutend verringert, ich richtete mich schon lange wie eine Armee ein, die in einer belagerten Festung eingeschlossen ist und keine Zufuhren von Außen zu erwarten hat. Aber noch war nicht aller Muth verloren, noch einen Besuch wollte ich unternehmen, den letzten Schritt wagen. Ich begab mich zu einem vierten Buchhändler und trug ihm mein Anliegen vor. Da aber erhielt ich den Gnadenstoß. „Hier in Berlin, mein Herr,“ sagte er lang-

sam, „wird so etwas nicht begehrt — wir drucken es also auch nicht.“

„Aber, mein Gott, wo begehrt man es denn und wo druckt man es?“

„Wenn Ihnen so viel daran gelegen ist, wenden Sie sich an einen Buchhändler in Leipzig, das ist der wahre Büchermarkt — für dergleichen!“

„Für dergleichen!“ seufzte ich, als ich schwermüthig nach Hause schlich und ein Stück trockenes Brot aß, denn ich hatte an diesem Tage größeren Hunger, denn je. O, mein theures Erstlingswerk war schon ungelesen verurtheilt — dergleichen! Welch eine bezeichnende Kraft lag in diesem Ausdruck, welche Erniedrigung war für mich darin enthalten! — „Aber Leipzig!“ dachte ich mit neu erwachendem Muthe, „das ist wahr! Leipzig ist die Stadt der Bücher und Buchhändler. Aber wie soll ich dahinkommen? Ich habe kein Geld zum Reisen — so will ich schreiben. An wen aber? Ich kenne keinen Menschen daselbst. Soll ich mich an einen Unbekannten wenden? Gewiß! Das habe ich ja hier auch gethan, und weniger kann er mir nicht bieten, als diese vornehmen Herren in der Königsstadt.“ Mit dem raschen Schritt halber Verzweiflung ging ich sogleich in eine Leihbibliothek. „Ge-

ben Sie mir ein Buch," sagte ich, „welches bei irgend einem Leipziger Buchhändler verlegt ist."

„Ist es Ihnen einerlei, wer es ist?" fragte der alte Mann, der das Geschäft besorgte.

„Ganz einerlei."

Der Mann stieg auf eine Leiter und holte einen ziemlich abgelesenen Band herunter, den er mir in die Hand gab. Gierig schlug ich ihn auf, fand es sehr schön gedruckt und las den Namen des Buchhändlers. Ich merkte ihn mir genau, indem ich ihn unterweges wie das hochheilige Schibboleth eines geheimnißvollen Räthsels wenigstens Hundertmal hinter einander wiederholte. Kaum zu Hause angelangt, setzte ich mich nieder und schrieb an den unbekannten edlen Sachsen, schrieb, wie es mir in die Feder kam, ich wußte selbst kaum was. Denn Hoffnung hatte ich fast keine mehr, daß mein Buch noch gedruckt werden würde. Ich trug den Brief sogleich selbst auf die Post. Die Hand bebte mir, als ich ihn dem Beamten überreichte und mit meinen mir so kostbaren paar Groschen bezahlte. Nachdem ich dem abgehenden Boten allen Segen mit auf die Reise gewünscht, kehrte ich trostlos nach Hause zurück. Ich konnte nicht essen, nicht schlafen; eine rastlose Unruhe trieb mich von Straße zu Straße, von Stadttheil zu Stadttheil.

Hoffnung und Hoffnungslosigkeit wirbelten in meinem Innern durch einander, bald stieg die eine, bald die andere empor und keine Stunde verging, ohne daß ich im Stillen bei meinem Briefe war und die Augen des lesenden Unbekannten verfolgte, wie sie von Zeile zu Zeile glitten, wie er mit sich zu Rathe ging und endlich die Feder ergriff, um mir zu antworten. Acht unvergeßlich qualvolle Tage vergingen mir auf diese Weise wie ein unbehaglicher Halbtraum, aus dem ich zu erwachen fürchtete oder verlangte, je nachdem ich augenblicklich mehr oder weniger voll Hoffnung war.

Da, am neunten Tage Morgens früh, kam meine alte Wirthin zu mir herauf und fragte mich, ob der eben angekommene Brief, den sie in der Hand hielt, derjenige sei, welchen ich erwartet und dessen Ankunft ich ihr bereits vorhergesagt hätte. Ich hatte nämlich dem Buchhändler in Leipzig geschrieben, er solle seine Antwort an Moritz Brand richten und unter der beigefügten Adresse meiner Wirthin absenden. Denn meinen wirklichen Namen hatte ich ihm weislich verschwiegen, den durfte ich ja auf keine Weise der Welt anvertrauen. Walther Lund war ja gestorben und es gab Menschen in irgend einem Winkel der Erde, die an ihn nicht erinnert werden durften. Wenn

sie erführen, daß der angeblich Verstorbene noch am Leben sei, so konnten sie ihn leicht verfolgen und wegen seines ihm schuldgegebenen Verbrechens anklagen und ergreifen lassen. So fürchtete ich damals noch immer und auch später noch legte ich diese Sorge nicht ab, bis endlich die zunehmenden Jahre die Erinnerung an jenes Leid allmälig verwischten und — wie ich zur Zeit berichten werde — ein anderes wieder erwachendes mächtigeres Gefühl jenes schwächere ganz in den Hintergrund meiner Seele drängte. Freilich hatte ich mich seit meiner Jugend auf den einstigen Anblick gefreut, meinen redlich ererbten Namen auf dem Titelblatte eines Buches zu lesen, das war nun auch mit so mancher anderen Freude dahingegangen und ich durfte nicht mehr daran denken. So hatte ich denn auch für den Fall, daß mein Buch gedruckt würde, beschlossen, gar keinen Namen des Verfassers anzugeben, denn ich wollte allen Menschen lieber auf ewig unbekannt bleiben, als mich ihnen mit einem, einem Anderen gestohlenen Namen vorstellen. —

Kaum hatte ich einen Blick auf den Brief geworfen, den meine Wirthin in der Hand hielt, so jubelte ich laut auf. Er trug den Poststempel Leipzig und war von einer kaufmännischen Hand beschrieben. Zitternd öffnete ich das für mich so inhalts-

schwere Schreiben — aber schon die ersten Zeilen preßten mir Thränen der Rührung, der Dankbarkeit gegen den Wohlthäter meines Lebens aus. Der Unbekannte verlangte mein Buch zu sehen und versprach es zu drucken, wenn es seinen Beifall gewänne. Auf ein Honorar aber, schrieb er, müsse ich für's Erste verzichten; er müsse sich selbst sicher stellen, ich sei dem Publikum unbekannt, die Druckkosten nicht unbedeutend; fände das Buch aber, wie er hoffe, Absatz, so würde er mir als Ehrenmann das zahlen, worauf ich den gerechtesten Anspruch hätte.

Das war zwar nicht, was ich erwartet hatte, denn ich wollte, ich brauchte Geld, um leben zu können, aber es war doch mehr, als mir die früheren Buchhändler verheißen hatten.

Man mag sich daher die Freude und Hast denken, mit welcher ich meine Schrift nach Leipzig beförderte. Nach acht Tagen schon hielt ich die Antwort in Händen: das kleine Werk gefalle und errege im Leser ein großes Interesse nach weiteren Arbeiten des unbekannten Verfassers. Ich solle fleißig sein und fortarbeiten, der Absatz des ersten Werkes erscheine ziemlich sicher und das zweite würde dem Verleger zu jeder Stunde willkommen sein.

Wer war froher, leichter, glücklicher als ich!

O, der Hunger wurde nun mit geringerer Aufopferung getragen und das Brot, wovon ich jetzt meistens lebte, weil ich nichts anderes anschaffen konnte, schmeckte mir von Stunde an süßer und schien mich leichter zu sättigen. Das Mittagsessen in einem öffentlichen Speisehause hatte ich längst aufgegeben und meiner gutherzigen Wirthin, die mich so fleißig und häuslich sah, verdankte ich es allein, daß ich alle Tage eine warme Suppe und etwas Gemüse bekam. Damit war ich zufrieden, denn mein Körper verlangte keine kräftigere Speise und mein Geist befand sich leicht und munter dabei.

Mit gesteigerterer Kraft und mit wahrer dichterischer Begeisterung ging ich nun an mein zweites Werk, während das erste gedruckt wurde, was in zwei Monaten geschehen sein sollte. Ich hatte mir einen Stoff gewählt, den ich bei größerer Erfahrung sicher hätte bei Seite liegen lassen, denn keinem deutschen Schriftsteller frommt es, seine Menschen, die doch nothwendig aus seinem deutschen Herzen und Geiste gewachsen sind, in einem fremden Lande leben, auftreten und handeln zu lassen, einem Lande, dessen Sitten, Gebräuche und Sprache er nicht vollständig, oder wie sogar ich, gar nicht beherrschte. Ich wurde aber zu

diesem Plane, der sich in England abwickelte, aus einer gewissen Vorliebe für den Charakter und die praktische Thatkraft der Engländer gedrängt, eine Vorliebe, welche mir schon in den Schuljahren durch den bereits erwähnten Professor H. eingeprägt worden war. Ich hatte unzählige Male die berühmten Werke aller großen englischen Dichter gelesen und stets in ihnen eine mich ganz besonders anziehende und meinen Geist bewältigende innere Schöpferkraft gefunden. Gleich darauf und immer wieder mit größerem Interesse hatte ich die englische Geschichte studirt, die Sitten, Lebensgewohnheiten und Gebräuche der stolzen Insulaner nach allen Seiten durchforscht und mir auf diese Weise ein mir eigenthümliches Bild von dem schönen Lande, seinen seltsamen Bewohnern und ihren sonderbaren Lebensansichten eingeprägt, welches ich nun in einem umfassenderen Werke wiederzugeben beschloß. Den Stoff meiner Geschichte machte ich mir selbst, die Personen schuf ich mir, und den Schauplatz, wo sie auftreten sollten, malte ich mit den in meiner Phantasie wohnenden lebensvollen Bildern aus. So war der Plan in einer schlaflosen Nacht geschaffen und die Arbeit wurde gleich darauf begonnen. Daß ich nicht langsam verfuhr, versteht sich von selbst, ja, ich überbot sogar zuweilen meine Kräfte und gönnte mir nur

so wenig Ruhe und frische Luft, als unbedingt zu meiner Lebenserhaltung nothwendig war.

Die zwei Monate, in welchen mein erstes kleines Werk gedruckt wurde, waren noch nicht ganz verstrichen, als mein zweites schon geschrieben war und ich hielt mich gerade bei der ersten Durchlesung meiner Blätter auf, als ein Brief aus Leipzig und zugleich ein Packet damit ankam. Ich war beinahe eben so erschrocken, wie freudig bewegt, als ich dieses Packet selbst von der Post holte, und schon auf der Straße riß ich mit zügelloser Ungeduld den Bindfaden auf, der es umschloß, und lauschte mit unerhörter Spannung dem Inhalt entgegen. Ja, es war, was ich schon lange, lange Jahre mit der Sehnsucht des Knaben, des Jünglings und des Mannes erwartet hatte, es war mein Erstlingswerk, gedruckt, schön gedruckt, wie je ein Buch aus der Presse hervorgegangen ist. In vollem Sturmlauf stürzte ich nach Hause und schloß mich fest in mein Stübchen ein, selbst das Fenster verhing ich, damit kein Mensch mich stören und nicht einmal das neidische Tageslicht meine unbeschreibliche Wonne belauschen und belächeln könne. Ich las Tag und Nacht, selbst im Bette las ich noch, und nur zuweilen, wenn ich einem Druckfehler begegnete, durchzuckte mein Wonnegefühl ein kleiner prickelnder

Schmerz. Wie kam mir das Alles so sonderbar und ganz anders vor, als da ich es nur geschrieben gesehen hatte! Klarer und deutlicher floß die Sprache, schöner klangen die Worte, aber freilich auch sicht- und fühlbarer traten einige Gebrechen hervor, die ich sogleich selbst bemerkte. Dennoch war ich vollständig entzückt und ich wäre es noch mehr gewesen, wenn ich eine befreundete Seele gehabt, der ich mein Glück hätte vertrauen können. Aber ich stand allein, ganz allein in der Welt. Meine unausgesetzten Arbeiten hatten mich bis jetzt von jedem Verkehr abgezogen, und neue Bekanntschaften hatte ich nicht gemacht und wollte ich für's Erste nicht machen, denn ich war von der Natur eigentlich mit einem einsiedlerischen Geiste und Gemüthe begabt.

So sprach ich denn mir allein meine Gedanken vor und schwelgte in nie erlebtem Genusse. Nur um so eifriger aber gab ich mich meiner neuen Aufgabe hin und sie gedieh wie im Fluge unter meinen Händen. Da überraschte mich eines Tages eine neue unerwartete Freude. Ein Brief meines Verlegers aus Leipzig erschien abermals, diesmal aber nicht mit einem Packet, sondern — mit Geld. Der gute Mann schrieb mir, mein Buch werde stark begehrt, es gefalle sichtlich, und um meinen Eifer zu spornen und mir

zugleich seinen guten Willen zu zeigen und seine Verbindlichkeit zu lösen, sende er mir vorläufig eine kleine Summe.

O, mit welchen Empfindungen wog ich die klingenden Goldstücke in meiner bebenden Hand! Das war also das erste Geld, welches ich mir selbst erworben, welches die eigene Kraft, das eigene kleine Talent mir verschafft und — wer ein solches Gefühl kennt, wird sich seine Innigkeit und bewältigende Macht leicht klar machen können, während derjenige, dem das Glück oder Unglück nicht beschieden ist, von fremden Leuten für geistige Arbeit Geld nehmen zu müssen, durch meine Worte es nie begreifen wird. Nun merkte ich erst, wie kärglich ich bisher gelebt, wie mager ich gespeist; von jetzt an aber konnte ich meinen Leib wieder besser versorgen, denn ich hatte schnell berechnet, daß das eben empfangene Geld so lange reichen würde, bis die zweite Sendung anlangen müßte. Und darin täuschte ich mich auch nicht. Von diesem Augenblick an habe ich nie wieder aus Mangel an Mitteln gehungert und ich kann meinem Schöpfer nicht genug für die Segnung danken, die er mir damit auf mein Haupt geträufelt hat.

Auch mein zweites Werk ging an den Ort seiner Bestimmung ab, ward dankbar angenommen und da-

für ein größerer Lohn verheißen. Während des Drucks desselben hatte ich schon wieder eine neue Idee zu einem dritten Werke gefaßt und begab mich auch schnell an die Ausführung. Zu gleicher Zeit aber und indem ich schon langsamer, ruhiger und gemäßigter arbeitete, gab ich mich noch einer anderen Beschäftigung hin. Ich war nämlich neugierig geworden, wie die Welt mein Erstlingswerk aufgenommen habe, ob sie es willkommen heiße oder ob sie den Stab darüber breche. Daher besuchte ich Orte, an denen alle Zeitungen und Journale des In- und Auslandes ausgelegt waren, in denen ich blättern und lesen konnte, so viel ich wollte. So oft und ämsig ich das aber auch that, ich fand nirgends eine Erwähnung meines Buches, kein Mensch sprach davon, es war, als wenn Niemand etwas von seinem Dasein wußte oder Niemand es einer literarischen Besprechung werth hielt. Das verwunderte mich anfangs; als ich aber in meiner neuen Arbeit weiter vorrückte und meine Gedanken dabei eine andere Richtung verfolgten, vergaß ich es beinahe ganz und übersah vielleicht gerade dadurch die Anzeigen und Kritiken, die es allerdings erlebt hatte, wie ich später erfuhr. Indessen, sagte ich mir, ein solches erstes Buch, ohne großen literarischen Werth, worin meine inneren Anschauungen noch nicht

so deutlich und reich an den Tag getreten sind, wie dies in dem zweiten Werke geschehen soll, hat noch Niemandes Aufmerksamkeit erregt, warten wir also die Zukunft ab. Ach ja, darin hatte ich wohl Recht, denn mir sollte die Erfahrung der sogenannten Kritik nicht erspart werden, dafür hatten die Götter schon gesorgt, denn sie haben ja — wie ein großer Mann sagt — in ihrem Zorne die Kritiker erschaffen, und ich selbst war vielleicht daran schuld, daß dies in einer Art und Weise geschah, wie ich es wahrlich am wenigsten erwartet hätte.

IX.

Die Kritik.

Mein zweites Werk erschien im schönsten äußeren Bücherschmucke und eregte mir eine doppelte Freude, da mit ihm zugleich ein ziemlich reichliches Honorar in meine Hände gelangte. Ich hätte mir nun eine bessere und bequemere Wohnung miethen, überhaupt mehr Lebensgenüsse bereiten können, aber ich blieb aus Dankbarkeit bei meiner alten Wirthin wohnen, und da ich noch kein Bedürfniß nach größerer äußerer Auffrischung empfand, lebte ich nach wie vor einsam bei meiner Arbeit fort. Noch wußte ich nicht, weder was innere Erschöpfung, noch Mangel an Stoff war, denn die Fülle meiner geistigen Kraft war noch lange nicht aufgezehrt und ich hatte wie ein sorgsamer Hausvater, der im Sommer für den Winter sammelt, schon in frühester glücklicher Zeit Vorrath genug für die spätere drangvolle aufgespeichert. Nun aber wurde

auch die Neigung, zu erfahren, was die Welt zu meinem neuen Werke sagen würde, unbezwingbar; ich wollte unverholen wissen, was dasselbe und also auch ich werth war, denn ich bewahrte damals noch die Achtung vor der Unschuld und den Glauben an die Wahrhaftigkeit der öffentlichen Kritik, ich wußte noch nicht, was ich heute weiß, daß dieselbe in vielen Fällen leider! eine Lüge, ein Mittel zu einem ganz besonderen egoistischen Zweck, mit einem Wort ein Lebenszweig ist, an welchem die Früchte für manchen hungernden Magen wachsen, wie es ja, noch mehr leider! die Schriftstellerei in mancher Beziehung selbst ist und werden muß.

Ich faßte also einen für meine Verhältnisse großartigen und kühnen Entschluß, indem ich mein Werk den Augen eines Mannes unterbreiten wollte, vor dem ich seit langen Jahren eine große Achtung hegte, dessen Talent ich von der einen Seite bewunderte, dessen entscheidende Stimme ich aber auch andererseits fürchtete, welche letztere ich aber dennoch herausfordern wollte, mit kategorischem Urtheil das Ja oder Nein über mein schwaches Leistungsvermögen zu sprechen. Von vielen Seiten hatte ich wiederholt die strenge Rechtlichkeit und den ernsten Willen zum Guten und Schönen dieses literarischen Kunstrichters prei-

sen gehört, und ein besonderer Fall war mir bekannt, wo sich ein junges Talent mit aller Mühe um seine bedeutsame Gunst beworben, dieselbe aber auf keine Weise erlangt hatte, eben weil die von dem Künstler selbst zu hoch angeschlagenen Gaben den Ansprüchen des Richters keineswegs entsprachen.

Dieser Mann, dem ich hier den Namen Meister Ludwig* beilegen will und der mir verzeihen möge, daß ich ihn, im Gefühle meiner unauslöschlichen Dankbarkeit, in den Kreis meiner Betrachtung ziehe, hatte unter allen einheimischen und reisenden Künstlern, und überhaupt bei dem mit den Musen verkehrenden Publikum allmälig und in Folge der consequenten Durchführung seiner Kunstanschauung eine gewaltige und gewöhnlich entscheidende Stimme über den Werth oder Unwerth aller zu Tage tretenden Kunsterzeugnisse erlangt. Wer sie auch waren und woher sie auch kamen — alle angehenden Musenjünger, mochten sie singen, sprechen, schreiben oder überhaupt leisten, was sie leisten konnten, traten, willig oder unwillig, vor seinen Richterstuhl, um seine Meinung über das Geleistete zu vernehmen. Sagte er dann mit seiner weithin tönenden Stimme: „Es genügt mir," oder, „es ist schön, es ist gut, es ist wunderbar!" so folgte die allgemeine Geltung und Anerkennung in der

x Tiek

Regel bald darauf. „Meister Ludwig hat es gesagt und darum muß es wahr sein, denn er versteht es,“ pflegte das aufmerksame Publikum zu sagen, wenn es seine Meinung über irgend eine künstlerische Neuigkeit mit gewichtigen Gründen belegen wollte. Dieser talentvolle, und mit Freuden sage ich heute, dieser eben so liebenswürdige, wie edle Mann war von dem Schicksal auf eine seltene Weise zur hohen Ausbildung seiner Kunstkennerschaft begabt worden; er hatte sich mühsam, Schritt vor Schritt, das Recht erworben, Recht zu sprechen, denn seit einem Vierteljahrhundert hatte er die verschiedenen Leistungen der Zeit in allen Richtungen der Kunst zu erkennen und zu durchforschen die beste Gelegenheit gehabt. Von Hause aus selbst mit schöpferischem Talente begabt, war er Dichter und Musiker zugleich. Auch er hatte sich durch mannigfachen Kampf mit den Spitzfindigkeiten der kritisirenden Kunstwelt emporgeholfen, denn er hatte alle ihm widerstrebenden Gewalten durch ruhige, sinnvolle und ehrenhafte Gegenwehr überwunden. Jetzt stand er vollkommen selbständig, unangefochten und hochgeachtet vor den Augen der schöpferischen Jugend da. Was seit fünfundzwanzig Jahren Schönes, Seltenes und Gutes der Hauptstadt der Intelligenz dargeboten war, was eine künstlerische Menschenhand

vollbracht oder ein erhabener Menschengeist erdacht und geschaffen, er hatte es gesehen, gehört und begriffen. Sein Urtheil war also gereift, seine Erfahrung bedeutend, sein an die Kunst selbst und ihre Leistungen gelegter Maaßstab, wie der aller verständigen und humanen Meister, ein mäßiger, in keiner Weise übertriebene und unmögliche Forderungen stellender. Diesen Mann hatte ich nie gesehen, aber desto mehr von ihm gehört, und die meisten seiner bedeutenden Kritiken hatte ich mit stillschweigender Bewunderung gelesen, weil es ihm gegeben war, mit einem Blick den Hauptinhalt und das Wesen jeder menschlichen Schöpfung nach allen ihren Richtungen zu durchdringen und danach mit wenigen Worten ihren Werth zu bestimmen. Vor diesen in meinen Augen erhabenen Richter hatte ich unbedeutender Mensch mich kühn zu stellen beschlossen, ihm wollte ich mein ganzes ferneres Geschick als Schriftsteller anvertrauen. Ohne daß er wußte, wer ich war, sandte ich ihm ein Exemplar meines neuen Werkes zu und bat ihn freundlich, mir seine Meinung darüber zu sagen. Er solle tadeln, was zu tadeln, und loben, was des Lobes würdig wäre, denn mir liege daran, zu wissen, ob ich leistungsfähig sei oder nicht.

Mein Brief ging ab und ich sah mit großer Spannung dem herausgeforderten Richterspruch ent-

gegen. Einige Wochen verstrichen mir in athemloser Erwartung, ich fand nirgends etwas, was mich hätte berechtigen können, anzunehmen, er habe mein Buch des Lesens gewürdigt. Da, eines Morgens, begab ich mich in ein Lesekabinet, wo das Journal, für welches er gewöhnlich schrieb, gehalten wurde. Ich nahm es auf und augenblicklich fand ich die Stelle, wo von mir die Rede war. Erröthend, wie ein junges Mädchen, welches zum ersten Mal die Bühne der Welt betritt, ziehe ich mich mit meinem Blatt in einen Winkel zurück, um ungestört den Artikel zu verschlingen, aber schon die ersten Zeilen spannen meine Nerven auf das Höchste an. „Ein Unbekannter," sagt er, „hat uns mit einem Werke beschenkt, welches ich von ganzem Herzen begrüße und als ein wohlgelungenes bezeichnen muß." Und nun geht er, wie der Kunstrichter es soll, im Ganzen und Einzelnen das Werk durch, bespricht den Stoff, den Styl, die Gedanken, Empfindungen und Anschauungen desselben, kurz, er beleuchtet es von allen Seiten, wie das Sonnenlicht eine Gegend beleuchtet und uns dabei im erhöheten Tagesglanze alle Erhabenheiten und Vertiefungen des Bodens erkennen läßt. Und daß er es ehrlich mit mir meint, geht daraus hervor, daß er nicht Alles lobt, sondern Manches und gerade das-

jenige rügt, was ich als einer Verbesserung wünschenswerth, als mir selbst nicht vollkommen genügend im Stillen bezeichnet habe.

Ich war entzückt, aber auch betroffen und gerührt; mein Herz schwelgte in einem Meere von Empfindungen, die ich unmöglich alle mit Worten klar machen kann. Die gelesene Kritik überflügelte alle meine Erwartungen und ich beschloß mit heiligem Ernste, künftig in Wahrheit das Lob zu verdienen, was ihr Verfasser über mich ausgesprochen, und das zu leisten, was er von mir zu erwarten sich und der Welt zu versprechen schien. Ich konnte den ganzen Tag keine Feder ansetzen, stets schwirrten mir die Worte des Meisters in den Ohren und — aufrichtig gesagt — ich fand sie sogar zu schmeichelhaft für mich.

Etwa eine Woche lang trug ich mich mit diesen berauschenden Gefühlen herum; da trat etwas ein, was ich bei meiner damaligen geringen Lebenserfahrung in Bezug auf literarische Produktionen am wenigsten vorausgesehen hatte. Die oben erwähnte Kritik war im Fluge durch alle Welt gegangen und hatte viele andere Kritiker auf mein armes Buch aufmerksam gemacht, diese aber, da sie überaus lobend war, von vorn herein dagegen erbittert. Und das hatte

zunächst einen sehr einfachen, aber weniger vernünftigen Grund. Wie jeder Mensch in dieser Welt seine Feinde oder Gegner hat, so hatte sie auch Meister Ludwig, denn man konnte ihm von mancher Seite her nicht verzeihen, daß er in der Regel das Endurtheil in einer die Kunst betreffenden Angelegenheit sprach, daß er in einer großen Stadt selbständig eine Stellung behauptete, die an eine Art geistiger Souverainetät erinnerte und daher vielfach Gelegenheit zum Neide bot. Und da richtete sich denn die nächste Kritik über mein Buch weniger gegen den unbekannten Verfasser, als gegen den sehr wohl bekannten Lobredner desselben.

Aber einige andere, kurz darauf folgende Kritiken, die mir bekannt geworden sind, sprachen sich auch über den wirklichen Autor auf eine fabelhaft leichtfertige Weise aus. Das neue Werk, sagten sie, hat kein Deutscher geschrieben, denn es kann es keiner geschrieben haben. An jeder Zeile, in jeder Wendung, im Styl, in der Lebensanschauung erkennt man den Britten. Er ist ein ächter Engländer, durch und durch, in seinen Stärken und Schwächen, das sagt uns die Sprache nicht allein, sondern auch der Stoff und der Geist, der das Buch erfüllt und belebt. Ein Deutscher hätte seinen Stoff ganz anders erfaßt,

L. Tieck

Manches weniger glücklich, Manches viel glücklicher durchdrungen und bearbeitet. So, wie dieser Autor schreibt, schreibt unserer Ansicht nach nur ein Britte, und es ist daher die Angabe, daß vorliegende Arbeit ein deutsches Originalwerk sei, nur ein beißender Spott, womit man uns närren und in Versuchung führen will.

Ich lachte heimlich über den kolossalen Irrthum und lernte frühzeitig daraus begreifen, daß auch ein Kritiker, der ganz sicher und fest auftritt, sich vollkommen irren kann, denn ich war so wenig ein Britte, wie ich ein Spanier bin, ich verstand nicht einmal die englische Sprache, hatte selbst das Land nicht gesehen, welches ohne Widerrede meine Heimat sein sollte und welches ich nur mit allzu kühnem Pinsel beschrieben und, nach jener Kritik zu schließen, auch leidlich getroffen hatte.

Selbst mein guter Verleger in Leipzig wurde durch diese scharfsinnige Kritik irre an mir. Er fragte mich ernstlich, ob ich mein Buch vielleicht aus dem Englischen entlehnt oder wohl gar übersetzt hätte? Ich sandte ihm augenscheinliche Beweise, daß dies nicht geschehen war, und er glaubte mir. Aber der Anstoß zum Zweifel an meiner deutschen Autorität war einmal gegeben und es gab Nachbeter genug, die den-

selben Ton durch dieselbe Weltposaune verbreiteten. Indessen verklang dieser Ton bald, denn andere Kritiker traten auf die Bühne, die den unbekannten Autor von einer neuen Seite angriffen.

Und das geschah auf eine eben so unerwartete, wie lieb- und geistlose Weise. Man ließ an meinem Buche, welches vorzüglich dadurch empörte, daß es viel gelesen wurde, beinahe keine Zeile ungeschoren, man versuchte sogar, da man es nicht verbrennen konnte, dem Autor den Trieb und die Lust zu einem künftigen Werke ganz aus der Seele zu reißen, als wenn das eine so leichte und auf so schonungslose Weise, wie es hier geschah, durchzusetzende Sache wäre. Ich wurde als Ignorant dargestellt, der wohl zum Holzhauen, aber nicht zum Bücherschreiben prädestinirt sei. Ich war ein roher ungeschliffener Kiesel, dessen innerer Werth nicht einmal der Mühe des Schleifens lohne. Da ich nun keinen Beruf zur Schriftstellerei in mir trüge, so möge ich mich dem Publikum nicht ferner aufdrängen und Niemanden nöthigen, sein kostbares Augenlicht an meinen alltäglichen Plunder zu vergeuden.

Ja, ein besonders feiner Kritiker überließ sich so ganz und gar seiner leidenschaftlichen Tadelwuth, daß er gewisse stereotype Kraftausdrücke den Eigenschaften

der Thierwelt entlehnte, um mich lächerlich zu machen und wo möglich für immer aus seinem usurpirten Paradiese zu vertreiben. Es gehöre ein Straußenmagen dazu, sagte er zum Beispiel, meine fabelhaften Erfindungen zu verdauen, und eine Kameelsgeduld, mein unberufenes Geleier zu ertragen. Die Füße eines Hirsches seien nicht schnell genug, meinen fatalistischen Ueberrumpelungen zu entfliehen, und wie ein Sperber, auf wohlschmeckende Beute lüstern, schwebte ich, trunken vor Einbildung, in meiner erträumten Höhe, um mich über die Enten und Gänse lustig zu machen, die begierig nach meinen, Gott weiß wo! aufgelesenen Körnern pickten. Regenwürmer seien es, die man in meinen Blättern finden könne, wenn man mit einer Laterne bei Nacht darin suche, aber Gedanken, edle Gefühle und wahrhaft poetischer Aufschwung gewiß nicht. Er warne das Publikum, welches, wie der Ochs das Futter, unterhaltende Lektüre begehre, sich die unerquickliche Mühe zu geben, meine erlogenen Thatsachen zu glauben, und endlich, ich scheine ein Verrückter zu sein, dem deutschen Publikum den Köhlerglauben aufdringen zu wollen, daß es heutigen Tages noch Geschmack an solchem Unsinn finde, wie ich ihn naseweis und voreilig genug demselben aufgetischt.

Ich könnte einen ganzen Band füllen, wollte ich hier Alles erzählen, was mir der Neid und der Aerger jener eben so wohlwollenden wie einsichtsvollen Männer in die Schuhe schob. Das ganze Buch, sagte ein hochweiser Kritiker, der, selbst ein Poet, vortreffliche nichtige Dinge geschrieben, sei nicht aus der Seele nur eines Menschen geflossen. Bewahre! Ich hätte vielleicht zwanzig Bücher gelesen und daraus das einundzwanzigste zusammengesetzt; diese gelungene Composition sei das einzige Lobenswerthe an meiner Schrift, die man in einer Viertelstunde, ohne ein Hexenmeister zu sein, aus dem Aermel schütteln könne. Und um nun einmal das Henkeramt vollends zu erfüllen — also so nennen sich diese Herrn selbst! — wolle man mich ganz und für immer dadurch abthun, daß man mir durch völlige und gränzenlose Verachtung die Lust, eine Feder anzusetzen, auf ewig verleide.

Dies nur als Probe der vielen menschenfreundlichen Rathschläge und Lehren, die dem ganzen Publikum und mir von verschiedenen Seiten mit salbungsvollem Tone vorgepredigt wurden. Das Publikum aber kehrte sich wenig oder gar nicht daran und las um so eifriger die Schriften, vor denen es so wohlwollend gewarnt wurde. Ich aber ließ mich nicht

einschüchtern, sondern schrieb ruhig und gemüthlich weiter, wie es mein Genius mir eingab. Und mit jenen letztgenannten Anfechtungen war der Kampf auch so ziemlich zu Ende. Denn von mehreren mir unbekannten Seiten folgten schnell auf einander verschiedene Beleuchtungen der Meinungen jener erhabenen Kritiker, die meinen Vortheil gegen sie wahrnahmen. Plötzlich hatte sich das Blatt gewandt und weit und breit wurde das verrufene Buch empfohlen, indem es eben so überschwenglich gelobt wurde, wie jene es getadelt hatten. Im Ganzen wurde der unbekdnnte Verfasser für einen Mann von Geist und Talent erklärt und zur Fortsetzung der begonnenen Laufbahn auf jede Weise ermuntert und ermuthigt.

Ueber diese nie erlebten Widersprüche aufgeregt und zweifelhaft gemacht, beschloß ich ein neues kühnes Unternehmen, und ich bin der Vorsehung dankbar, daß sie mir diesen Gedanken eingegeben. Ich ging persönlich zu Meister Ludwig und stellte mich ihm als den Verfasser jenes vielbesprochenen Werkes vor, dankte ihm für seine mich erhebende und belehrende Kritik und erbat mir Aufschluß über die boshaften Angriffe seiner Nebenbuhler.

Der mir unvergeßliche Mann empfing mich mit einer Herzlichkeit und persönlichen Bescheidenheit, die

ich nicht erwartet hatte und mich augenblicklich ganz und für immer zu seinem Verehrer stempelte. Er freute sich, mich kennen zu lernen und gab mir Winke, wie ich meine Schreibart verbessern und den Beifall der Lesewelt erhöhen könne. Er zeigte mir, was ich an Talent besaß und nicht besaß, was mir ursprünglich zu Eigen und nicht zu Eigen war, mit einem Wort, er förderte, belehrte und unterrichtete mich, wie der Mensch den Nebenmenschen belehren und unterrichten soll, wenn er das Amt eines Lehrers gewissenhaft und mit wahrer Segenspendung verwalten will.

„Aber was sagen Sie zu der Kritik jener Literaten, die mir da und da widerfahren und die leider eben so gegen Sie, wie gegen mich gerichtet ist?" fragte ich ihn.

„O, mein junger Freund," erwiderte er, „ich maße mir nicht an, ein unumstößliches Urtheil über die Literaten des Tages fällen zu wollen oder zu können, denn ich gehöre ja, wie ich einmal bin, mit zu ihnen; aber soviel ist gewiß, daß wir Lebenden alle, mit unseren großen Todten verglichen, nur Pygmäen und Stümper sind. Und was die Kritik gegen Sie betrifft, so kennen Sie die Welt nicht, wie ich sie kenne, wenn Sie sich darum ein graues Haar wachsen lassen, denn Sie müssen immer bedenken, daß

die literarische Welt eben so, wie die politische, tief im Argen liegt. Haben Sie schon gehört, daß sich die Lerche um das Gekrächz der Raben kümmert und quält, und dadurch in ihrem Gesange stören läßt? Nun wohlan denn! Vor allen Dingen müssen Sie gar keine Kritiken Ihrer Bücher lesen, wenn Sie den Verfasser derselben nicht als einen aufrichtigen und warheitstreuen Apostel der Kunst kennen, denn viele von ihnen werden nicht aus einer richtigen Erkenntniß der Sache, sondern aus egstoischen und persönlichen Rücksichten geschrieben. Viele Kritiker lesen gar nicht oder nur halb die Bücher, die sie besprechen, und ein oberflächliches Blättern darin, das Lesen des Anfangs und Endes, genügt ihnen, einen scheinbar weisheitsvollen Orakelspruch darüber von sich zu geben. Sie haben zunächst in den Augen jener Kritiker damit einen großen Fehler begangen, daß Sie mit einem lesenswerthen Buche vor die Welt getreten sind. Das ist das Hauptsächlichste, was man Ihnen nicht verzeiht. Sodann haben Sie sich keinem Wortführer jener marktschreierischen Phalanx vorgestellt, Sie haben nicht gesagt: mein Herr, nehmen Sie mich in Ihren väterlichen Schutz, ich will mich Ihrer Gnade auch würdig erweisen. Wohlan, binden Sie mich an Ihr Schlepptau, die Gebühren für die Fracht werde ich

Ihnen bezahlen. Ich will kein Schriftsteller von Fach sein, wie Sie, nur ein leidlicher Dilettant, der zu seinem Vergnügen schreibt, denn ich weiß sehr wohl, daß ich nicht werth bin, Ihnen die Schuhriemen aufzulösen. Das empfinde ich tief in dem durchbohrenden Gefühle meines Nichts! — Sehen Sie, mein junger Freund, dergleichen hat man von Ihnen erwartet, das würde Sie in den Augen jener Leute gehoben haben. Man hätte dann den wohlfeilen Ruhm genossen, Sie in die Welt eingeführt zu haben, Sie wären das beschützte Kind jener Väter geworden, die das Privilegium zu haben glauben, jeden literarischen Anfänger zu bemuttern. Und da mußten Sie sich vor allen Dingen an die junge Literatenwelt wenden. Gerade junge Kritiker, in denen der geistige Wein der Duldung und Menschenliebe noch nicht ausgegohren hat, kritisiren am liebsten und schärfsten und tadeln oft nur deshalb, weil sie müssen, denn sie arbeiten, wie ein Pferd in der Mühle arbeitet, an einem Journal, welches ein begüterter Verleger druckt und unterhält. Um ein solches Blatt in den Ruf eines weise und scharf zu Werke gehenden Unternehmens zu bringen, ist diesen für Lohn arbeitenden Menschenpferden der Auftrag geworden, zu schlagen und zu beißen, wo sie nur können, und fürwahr!

sie schlagen und beißen oft blindlings darein, ohne zu sehen, wen und was sie verwunden. Welchen Vortheil, fragen Sie freilich, hat ein Verleger von solchem Treiben? Diese Frage ist mit folgenden zwei sehr einfachen Gründen beantwortet. Einmal treibt sie der Brotneid, denn sie gönnen ihren zahllosen Concurrenten keinen neuen und guten Autor — ein solcher ist ihnen lebendiges Geld — sodann, ich habe es ja schon gesagt, wird ihr Blatt als ein bedeutendes und aufrichtiges verschrieen, gelesen, gekauft, gerühmt, weil es Niemanden schont — der Kunst zu Liebe! O diese Kunst, wie verächtlich wäre sie, wenn sie durch jene Kobolde könnte verjagt, verbrannt und geächtet werden! Nur der schlecht Unterrichtete, der minder klar Sehende läßt sich durch solche zunftgemäße Manöver täuschen, denn der Besonnene und Vernünftige denkt darüber nach und vergleicht das von X getadelte Werk mit dem, welches X selber zu schreiben so frei gewesen, und was findet er oft da? Daß sich Gott erbarme! Glauben Sie mir, es ist eine unläugbare Wahrheit, die mir mein ganzes schriftstellerisches Leben als solche ergeben hat: der gute talentvolle Schriftsteller, der wirklich etwas Bedeutendes leisten kann, ist immer und überall ein ruhiger, besonnener, milder Kritiker, denn er weiß,

was es heißt, ein Werk aus dem innersten Herzblute herauszugießen, aus dem ureigenen Geiste zu schaffen, er kennt die Schwierigkeit, und eben darum würdigt er sie auch. Da lesen Sie aber mal die Schriften eines" —

„Ach nein!" fiel ich ein, „ich habe keine Lust und Zeit dazu — ich kenne sie alle, die Sie meinen, und habe nichts in ihren Schriften gefunden, was man loben oder tadeln könnte, denn es ist eben — Nichts."

„Na, dann brauche ich Ihnen weiter nichts zu sagen, wir verstehen uns — künftig einmal mehr darüber."

„Nur Eins möchte ich noch fragen: rathen Sie mir nicht, gegen diesen oder jenen der vorlautesten Beller eine Gegenkritik zu schreiben?"

„Gott bewahre Sie davor! Schweigen Sie! Es ist eine alte Redensart, aber sie ist so wahr, wie Gottes Wort: der Vernünftigste schweigt immer zuerst. Glauben Sie mir, Sie ärgern Ihre Widersacher am meisten, wenn Sie sie unbeachtet im Dunkeln fischen lassen, auf diese Weise werden sie ihr heimliches Wirken selbst sehr bald lästig finden, denn sie haben einen guten Geruch, diese Herren, und wittern zeitig, mit wem sie zu thun haben. — So weit für Sie, nun

noch etwas über mich. Ich habe Ihnen diese Rathschläge ertheilt, nicht etwa, weil ich mich erhaben über die Kritik oder die Kritiker der Welt erachte und von Ihnen verlange, nur meinen Worten allein zu glauben. Ach nein! denn es giebt vortreffliche, redliche und ehrenwerthe Leute unserer Gattung, vor denen ich gern den Hut ziehe und mein Haupt beuge, und Gott weiß, daß ich meine eigene Schwäche aus erster Hand erkenne und beherzige und, als ein lernbegieriger Schüler, jeden Augenblick bereit bin, von einem wirklichen Meister, — für den ich mich nie, weder gehalten, noch erklärt habe — zu lernen, was ein ehrlicher und strebsamer Mensch auf dieser Welt lernen kann; nein! ich ertheile sie Ihnen, weil ich mit ganzem Herzen die Schwächen und Gebrechen meines Berufes erkenne und Sie vor den bitteren Angriffen derer bewahren möchte, die meiner Ansicht nach dazu da sind, den nie vollendeten Tempel der Kunst mit bauen und vollenden zu helfen, nicht aber, wie es so häufig geschieht, auf lieblose und unmännliche Weise die Säulen umzustürzen, die, so schwach sie auch sind, doch immer dazu beitragen, jenen ewigen und großen Tempel selbst tragen und stützen zu helfen. — So weit für heute über diese Angelegenheit. Haben Sie vielleicht Lust, einige vernünftige,

liebreiche und warmherzige Literaten kennen zu lernen, so bleiben Sie heute Abend bei mir, es ist zufällig mein Gesellschaftstag und Sie werden einem Jeden willkommen sein. Darf ich aber Ihren Namen wissen, um ihn meinen Freunden mitzutheilen?"

„Ich heiße Moritz Brand."

„Moritz Brand! Ich danke Ihnen — da haben Sie meine Hand; ich bin beinahe noch einmal so alt, wie Sie, aber das stört uns nicht, im Geiste und Herzen sind wir ja immer jung, wir wollen also Freunde sein" —

„Auf immer!" sagte ich, und unser Bund war auf ewig geschlossen.

Gleich darauf war ich so glücklich, der liebenswürdigen Frau des Hauses vorgestellt zu werden. Ich fand eine im Aeußeren eben so anmuthige, wie innerlich hoch gebildete und geistreiche Frau an ihr, die mich freundlich wie ihr Mann willkommen hieß. Als wir sehr bald in eine aufrichtige und unbefangene Unterhaltung über die Literatur der Jetztzeit gerathen waren und ich mit allem mir eigenen Feuer und der ganzen Innerlichkeit meines Wesens mein Herz aufgeschlossen hatte, öffnete sich die Thür und herein schritten einige Künstler ersten Ranges, Schriftsteller und solche Leute, die an den Vorgängen innerhalb des

Bereiches der Künste und Wissenschaften ein eben so aufrichtiges wie warmes Interesse nahmen. Zum ersten Male seit Jahren befand ich mich in einer angenehmen Gesellschaft, ich hörte und lernte in einigen Stunden mehr, als ich in langer Zeit aus Büchern gelernt. Denn die Kunst ist nur die wahre Kunst, wenn sie lebendig ist, wenn sie, wie sie von der Hand in den Stoff übergeht, auch von Herz und Lippe zu Ohr und Herzen springt — und das that sie mir an diesem Abend in reichlichster Fülle. Vier Stunden verbrachte ich in diesem herrlichen Kreise, und sie rauschten mir schnell wie eine rasche lichte Wolke vorüber; und als ich endlich nach Hause ging und mein stilles Stübchen betrat, mußte ich mir gestehen, daß ich von heute an in eine neue Epoche meines Lebens getreten sei. Ich war, selbst ein Mensch und für meines Gleichen geschaffen, wieder unter Menschen gerathen, mit denen zu verkehren ein Glück und ein Vortheil zugleich für den strebenden Mann ist.

X.

Der Besuch in der Heimat.

Meister Ludwig hatte mir in Bezug auf meine schriftstellerischen Erfolge die Wahrheit vorhergesagt, das sollte ich nicht sowohl bei dem Erscheinen meines dritten Werkes, sondern noch mehr bei den übrigen in den nächsten Jahren rasch auf einander folgenden einsehen. Die Kritiker, die mir von Anfang an wohlgewollt, blieben bei ihren Aussprüchen, und die mir entgegen gewesen, milderten wenigstens um ein Bedeutendes ihre schroffen Angriffe, sie belehrten nur noch mit schwach aufgetragenem Pinsel und ertheilten Rathschläge, die ich mir gern gefallen ließ, denn ich weiß sehr wohl, daß man gerade von seinen Gegnern viel des Guten lernen kann. So war denn meine Bahn als Schriftsteller gebrochen und ich konnte allmälig in Ruhe Athem schöpfen, ohne unausgesetzt,

Tag und Nacht, für meine Erhaltung arbeiten und um den zweifelhaften Erfolg meiner Mühen besorgt sein zu müssen. Nur wenn ich die unwiderstehliche Lust dazu empfand und mich die Begeisterung, Neues zu schaffen, ergriff, nahm ich die Feder zur Hand; das aber begegnete mir in den ersten Jahren noch sehr häufig und ist auch noch jetzt glücklicherweise nicht selten der Fall. Dabei erweiterten nützliche und angenehme Studien von Tage zu Tage das Feld meiner Kunstansichten, meine Erfahrungen vermehrten sich mit der fortschreitenden Zeit, und die Gemälde, die meine Feder entwarf, wurden, was mir vor Allem Noth that, gedrungener, gepreßter, das Zuviel des jungen Autors wich dem gehörigen Maaße und bald konnte ich selbst die Richtung mit den Augen verfolgen, die meine Muse allmälig einzuschlagen begann, während mein Geist unverrückbar das erhabene Ziel festhielt, welches zu erreichen ich mir vorgesetzt, aber mit meinen schwachen Kräften wahrscheinlich niemals erreichen werde.

Das Publikum liebt mich aufrichtig, davon habe ich unzählige Beweise in Händen; den Beifall desselben aber im Einzelnen hier zu erzählen und mich so gewissermaßen selbst zu vergolden, ist nicht meine Absicht und gehört nicht zu meinen Eigenschaften, da

ich von jeher wußte und noch heute am besten weiß, daß ich nur ein kleines Licht und mit den größeren vergangener Tage und sogar mit den bedeutenderen der gegenwärtigen Zeit auf keine Weise zu vergleichen bin. Daher erwähne ich es auch nur vorzüglich deshalb, weil mir manche Freude daraus erwuchs und manche schöne Erkenntniß dadurch zu Theil wurde, die ich, wenn ich kein Schriftsteller geworden wäre, gewiß niemals erworben und erkannt hätte. Den Namen Moritz Brand wußten nur sehr wenige meiner Leser, den meisten war gar keiner bekannt, und wenn man von mir sprach, so gebrauchte man stets das Wort: der Verfasser der Reisebilder u. s. w. oder der Unbekannte, oder der Mann, der so standhaft seinen Namen verbirgt und was dergleichen mehr war. Meinen wirklichen Namen Walther Lund aber kannte Niemand, selbst Meister Ludwig nicht, denn in solchen Dingen muß ein Autor Vorsicht üben; sein Name verbreitet sich wider seinen Willen wie eine ansteckende Krankheit oder ein verhängnißvolles Gerücht unbemerkt durch die Lüfte, ohne daß man eigentlich weiß, wie und wodurch er in den Mund der Leute gelangt. Ich hatte aber, wie man weiß, genügende Gründe, mich im Schatten vollkommener Namenlosigkeit zu verbergen, und diese meine Absicht gelang mir

bis auf den heutigen Tag, wo die Wenigen, die mich kennen, nur der Meinung sind, ich sei Moritz Brand und Niemand anders.

Die böswilligen Kritiken also, um noch einmal auf sie zurückzukommen, hatten mir nicht geschadet; im Gegentheil, sie hatten mir genutzt, indem sie meinen Ruf schneller verbreiteten und mir viele, mit eigenem Verstande prüfende, Leser verschafften; einige meiner früheren Gegner sogar traten mir mit Zuschriften, die ich durch meinen Verleger empfing, allmälig näher, ohne von ihren ehemaligen Ansichten zu sprechen, und baten mich, mit ihnen eine briefliche Verbindung anzuknüpfen. Ich antwortete, wie ich in meinem Leben jeden Brief beantwortet habe, der an mich eingegangen ist, das heißt so, wie meine Natur es verlangte, mild, ernst, zurückhaltend, denn in diesen drei Richtungen hatte sich mein Charakter in der letzten Zeit vorzugsweise ausgebildet.

Mit meinem Verleger selbst stand ich auf dem freundschaftlichsten Fuße, obwohl ich ihn niemals, weder früher noch später, persönlich gesehen. Er gab mir reichliche Honorare, mehr, als ich zu meinem einfachen Leben bedurfte, und ich hatte mir schon eine hübsche kleine Summe wohlverdienten Gutes erspart, die mir sehr bald zu Statten kam, wie ich sogleich er-

zählen werde. Auch andere Buchhändler aus verschiedenen Städten hatten sich um meine Bekanntschaft beworben, indem sie mir ihren Verlag anboten, verschiedene literarische Aufträge ertheilten und sehr ansehnlichen Sold verhießen. Ich verlangte aber nicht mehr, als ich hatte und blieb meinem ersten Verleger treu, dessen edelherzigem Benehmen ich ja meine ganze jetzige Stellung verdankte. Das größte Vergnügen der Art aber wurde mir durch dieselben Verleger zu Theil, die mich damals so schnöde und herrisch mit meinem Erstlingswerke abgewiesen hatten. Kaum hatten sie es gedruckt gesehen und erfahren, mit welchem Heißhunger das Publikum darüber herfiel, so bedauerten sie, den so freundlich angebotenen Handel auf eine so plumpe Weise abgebrochen zu haben. Und als ich zufällig eines Tages einem der hochweisen Herren auf der Straße begegnete, begrüßte er mich sehr höflich, fragte nach Namen und Wohnung und lud mich am nächsten Sonntage zu einem glänzenden Mittagsessen ein, zu dem ich mich begab, weil Meister Ludwig und mehrere andere meiner Freunde auch daran Theil nahmen. Am nächsten Tage besuchte mich der reiche Mann auf meinem einsamen kleinen Stübchen, welches ich noch immer inne hatte, bot mir eine Wohnung in seinem schönen Hause und eine

jährliche Rente an, wenn ich mich dafür an einem literarischen Unternehmen betheiligen wollte, welches er mir mit den glänzendsten Farben auszumalen bemüht war. Ich lehnte dieses Anerbieten dankbar ab, vorgebend, ich wolle in meiner Selbständigkeit, Zeit und Neigung zu bestimmten Arbeiten auf keine Weise gebunden sein, mein Geist schaffe nur, wenn er frei aus sich selbst entwickele und schöpfe; ich sei in meinem schriftstellerischen Gehaben einem höher begabten Thiere zu vergleichen, welches nur seinen instinktartigen Trieben folge, für alles Uebrige und außer ihm Liegende aber todt oder nicht vorhanden sei. Unter dem ernsthaftesten Bedauern seinerseits verließ er mich und ich habe ihn seit jener Zeit nicht wiedergesehen.

So vergingen mir einige Jahre sehr schnell in angestrengter Thätigkeit, bei fortgesetztem reinem Streben, im allmäligen Erkennen der, meinem inneren Bedürfniß nothwendigen Erfordernisse, und niemals ließ ich meinen freien Willen zum Ergreifen solcher Dinge zwingen, die meinem fest ausgeprägten Wesen fremd waren. Ich näherte mich stark den Dreißigern und fühlte, daß meine erste Jugend hinter mir lag. Nicht etwa, daß ich irgend eine Abnahme meiner physischen Kräfte wahrgenommen hätte, o nein! aber ich bemerkte es deutlich an dem sichereren Festhalten meiner

Ansichten der Dinge des Lebens, an meiner wachsenden Neigung nach ungestörter Ruhe und außerdem — an einem besonderen inneren Etwas, das ich sogleich näher erläutern werde.

Die einzige Familie, in der ich gern und oft verweilte, weil sie mich wahrhaft mit Freundschaft beglückte und meinem Herzen näher als eine andere stand, war die Meister Ludwig's. Ich hatte zwar viele andere und auch angenehme Bekanntschaften durch dieses Haus gemacht, aber nur wenige gepflegt, noch wenigere mit Eifer gesucht. Der Umgang mit einigen, aber ausgezeichneten, Menschen genügte mir vollständig und ich bedurfte keiner größeren Anregung. Die geistigen Genüsse einer großen Stadt waren mir dabei nicht fremd geblieben, wie sich das für einen gebildeten Mann in meiner Lage von selbst versteht, die Künste hatten mir bereitwillig ihre Pforten aufgethan und an der belehrenden Hand meines Meisters hatte ich manchen tiefen Blick in die reichen Schöpfungen derselben geworfen.

Alles dies aber, die Freundschaft einer liebenswürdigen Familie, Kunstgenüsse aller Art, Bearbeitungen von Gegenständen, die meinem inneren Wesen und meiner Neigung vollkommen entsprachen, reichten dennoch bei Weitem nicht aus, mich glücklich zu ma-

chen, ach nein! mir fehlte sogar sehr viel dazu. Ich war in die Jahre gekommen, wo der gefühlvolle Mann sich nach einer Gefährtin umschaut, um mit ihr die süßen und herben Erfahrungen des Lebens zu theilen, wo ein volles Herz, wenn es aus dem Strudel des Tages nach Hause zurückkehrt, sich sehnt, ein ihn erwartendes Herz zu finden, wo eine in weiten Bahnen umherflatternde Seele sich eine andere Seele wünscht, die die seinige begreife und begränze, mit der er Gabe um Gabe tauscht und die ihn tröstet, wenn irgend ein Kummer, ein trüber Gedanke ihn erdrücken will.

Ach ja! dieses Herzens, dieser Seele bedurfte ich sehr — aber — für mich war sie ja nicht mehr vorhanden, denn die einzige, die mich ganz verstanden und begriffen hätte, die ich liebte mit unvergänglicher Liebe und die ich eben so wenig vergessen, wie mit einer andern vertauschen konnte, die weilte ja nicht mehr in dieser Welt. Und wenn ich nun so viele glückliche Menschen um mich her, oder wohl gar ein Braut- oder junges Ehepaar sah — wie schwoll und wogte mir da das Herz! Ach, da fühlte ich erst recht, daß ich nicht so glücklich war, wie jene, daß mir des Lebens schönere Hälfte fehlte, und mein Herz versank in bittere Trauer und Wehmuth darüber.

Lange und wiederholt blutete es dann, wie es schon so oft geblutet, und immer waren es die aus derselben Quelle stammenden Tropfen, deren langsam tödtenden Erguß ich nicht zu hemmen und zu stillen vermochte.

Auch fing um diese Zeit meine Gesundheit etwas zu schwanken an, wenigstens litt ich häufig an heftigen Kopfschmerzen, die von meiner alten Wunde ausgingen und mir die größte Einsamkeit und Ruhe geboten. Ich selbst bemerkte alle dergleichen Vorfälle nicht so recht, denn ich war ja schon lange daran gewöhnt, Schmerzen zu leiden; erst ein anderes aufmerksames Auge mußte mich durch eine gütige Bemerkung daran erinnern. Und das geschah eines Tages, als Meister Ludwig seinen Geschäften nachgegangen war und ich in seinem Hause die verehrte Freundin allein fand.

„Mein lieber Freund,“ sagte des Meisters gutes Weib zu mir, „ich muß Ihnen endlich sagen, daß mich etwas um Sie besorgt macht. Sie leiden, und Sie leiden ernstlich, ohne es vielleicht selbst zu wissen oder es uns wenigstens eingestehen zu wollen. Ich habe schon oft mit meinem Manne darüber gesprochen und er giebt mir Recht darin. Entweder drückt Sie irgend ein unbekannter Schmerz, den Sie aller Welt

verheimlichen, oder Sie haben Ihren Geist über Ihre Kräfte angestrengt, sich, mit einem Wort, überarbeitet. Gönnen Sie sich also gehörige Ruhe, oder wenn Sie lieber unsern Vorschlag annehmen wollen, begleiten Sie uns auf unserer nächsten Reise" —

„Um Gotteswillen nicht — nein!" unterbrach ich sie fast erschrocken, denn der Gedanke an eine neue Reise beunruhigte mich vor allen anderen Dingen. „Wenn Sie wüßten, beste Frau, was mir das Reisen gekostet hat, was ich dadurch verloren habe, Sie würden mich nicht vom Neuem dazu auffordern."

„Und doch haben Sie so schöne Reisebilder geschrieben" —

„Es wäre mir lieber gewesen, wenn mir die Anschauungen derselben erspart geblieben wären. Nein, nein, lassen Sie mich zu Hause, mir ist nur wohl, wenn ich allein und ungestört bin" —

„Wir wissen es wohl, daß Sie ein unverbesserlicher Stubensitzer sind; aber wohlan, so habe ich einen anderen Vorschlag. Gehen Sie wenigstens auf's Land, so lange wir den Sommer über die Stadt verlassen — ruhen Sie sich aus, erholen Sie sich, und wenn wir uns dann im Winter wieder begrüßen, lacht uns das gegenseitige neue Leben frisch aus den munter gewordenen Augen an."

„Auf's Land!“ rief ich, wie von einem elektrischen Schlage berührt, aus. „Auf's Land! Ja, das ist ein Vorschlag, der meine Seele trifft — das ist es, jetzt begreife ich es, was ich lange schon selbst gewünscht, wonach ich mich gesehnt, ohne daß ich einen Namen dafür gewußt hätte“ —

Und tief sinnend begab ich mich am Abende dieses Tages nach Hause und dachte über diesen vortrefflichen Vorschlag weiter nach. Da bemächtigte sich meines ganzen Wesens plötzlich eine unwiderstehliche Sehnsucht nach meiner Heimat, die ich seit beinahe sechs Jahren nicht wieder gesehen hatte, denn der nächtliche Besuch, den ich in jener Weihnachtsnacht an Anna's Grabe abgestattet, konnte nicht dazu gezählt werden, ich hatte ja damals von Allem, was um mich her geschah, nichts gesehen, denn ich lebte nur im Geiste, und dieser Geist war noch dazu nur voll Schmerz und Wehmuth. Wie mit einem Zauberschlage traten mir die Gegenden wieder vor Augen, die mir seit meiner Kindheit immer die liebsten gewesen, in denen ich so glücklich war und die süßesten Tage einer unvergeßlichen Jugend verlebt hatte. O, und dazu war der Mai gekommen und die Knospen und Blüthen waren aufgebrochen, die Bäume füllten sich mit lispelndem Laube und die Gräser hatten ihr

schwankendes Haupt frisch und jung aus dem Boden erhoben. Und ich sollte das nicht aus erster Hand sehen und genießen?

Und wie der Gedanke erst einmal in mir wach geworden war, sich der ländlichen Natur wieder mit vollem Herzen und ganzer Seele hinzugeben, da konnte ich nichts anderes mehr denken, als ihn allein; Tag und Nacht träumte ich von meiner schönen Heimat, und wie mit unsichtbarer Gewalt riß es mich zu ihr hin. Da konnte ich denn nicht begreifen, wie es gekommen, daß ich so lange davon entfernt geblieben war, ohne das Bedürfniß danach mir selbst einzugestehen, zumal sie mir doch mittelst der Eisenbahn so nahe lag, und wieder erfuhr ich, wie man oft im Weiten vergebens sucht, was man in nächster Nähe besitzt. Da raffte ich denn schon am nächsten Tage die nothwendigsten Kleider und Bücher zusammen, warf sie in meinen alten Koffer und, nachdem ich den zärtlichsten Abschied von meinen paar Freunden genommen, flog ich, das Herz voll süßer und trüber Bilder der Wehmuth, auf dem kürzesten Wege der lang entbehrten Heimat zu.

Mir war beklommen und beinahe angstvoll zu Muthe, als ich meinen Fuß auf das lange nicht be-

tretene Pflaster meiner Vaterstadt setzte. Ich stieg in einem kleinen Gasthause ab, wo Niemand mich kennen konnte. Sogleich beschloß ich einige der Plätze aufzusuchen, die mir von Kindheit an theuer und werth gewesen waren und so richtete ich meine Schritte ohne Aufenthalt nach dem Neuen-Garten, um von da aus die Seen der Havel zu betrachten und nach der unvergeßlichen Römerschanze überzusetzen.

Auf dem ganzen Wege durch die Stadt, das Naunerthor und die lange Vorstadt bis zum königlichen Garten begegnete mir Niemand, der mich kannte oder den ich kannte. Es ist wunderbar, wie rasch sich in einer so wenig volkreichen Stadt die Menschengesichter in einigen Jahren verändern und verlieren. Das war mir diesmal indessen lieb, denn ich wollte unaufgehalten meinen einsamen Weg verfolgen. Durch das grüne Gitter trat ich in den Garten ein und sah von Weitem das schöne Marmorpalais vor mir liegen. Ruhig und friedlich wie immer standen die holländischen Häuser und grünten die Bäume, kein Mensch bewegte sich durch die schattigen Gänge und Anlagen. Ich bog in die Platanenallee ein und schritt der alten Meierei zu. O, wie schwoll mir das Herz vor süßer Wehmuth, wie schwankten meine spähenden Augen von einem bekannten Punkte zum andern — je-

der einzelne Baum, jede Bank, jeder Rasenfleck hatte für mich eine Geschichte, und ich begrüßte sie alle wie einen alten, lange nicht gesehenen Freund. Langsam, mit Gewalt meine innere Aufregung zurück drängend, schritt ich immer weiter vor. Mir fielen sogar alte Gespräche ein, die ich mit Gustav auf diesen Wegen so oft traulich und glücklich geführt, und die halb vergessenen Tage der Jugend tauchten immer deutlicher vor meinem Geiste auf. Da, noch einige Schritte weiter vorgerückt, stand ich unter den schönen Lindenbäumen, oberhalb der Meierei, und sah den spiegelblanken Jungfernsee unmittelbar vor mir liegen. Noch wie ehemals ruderten die weißen Schwäne stolz und sicher darauf herum, noch wie ehemals zogen in weiter Ferne zur Rechten schwerbeladene Kähne mit weitgebläheten Segeln ihren Weg langsam und majestätisch dahin! —

Da trat die mir wohlbekannte Meierfrau, noch eben so trägen und schleppenden Ganges wie früher, aus ihrem gemüthlich von Blättern beschatteten Hause, stieg den kleinen Hügel herauf, um, beinahe ohne Gruß, an mir vorüber nach der Stadt zu gehen. Ich blieb stehen und ließ sie dicht an mich herankommen.

„Guten Morgen, Frau Thiele," sagte ich zu

ihr und stellte mich dicht vor sie hin, denn ich wollte sogleich prüfen, ob ich leicht oder gar nicht erkannt werden würde. „Sie kennen mich wohl nicht mehr?“ fragte ich weiter.

Die Frau blickte mich lange und aufmerksam mit ihrem nüchternen Gesichte an, dann schüttelte sie leise den Kopf.

„Nein,“ erwiderte sie, „ich kenne Sie nicht, es kommen so viele Leute hierher.“

„Kann ich ein Glas Milch erhalten?“

„Ja, gehen Sie nur hinein und fordern Sie es sich von meiner Tochter, Sie finden sie bei den Kühen.“ Und langsam wie immer setzte sie ihren Weg fort und ich freute mich, daß ich mich so verändert hatte, daß selbst diese genaue alte Bekannte mich nicht bei meinem Namen nennen konnte.

Ich begab mich in das Haus. Zwei Töchter, zu meiner Zeit noch Kinder, waren jetzt erwachsen und die eine war sogar schon Braut, was sie mir sogleich erzählte, ohne daß ich sie danach gefragt hätte. Ich trank meine Milch und bat, mich im Nachen über den See fahren zu lassen. Der alte Knecht von früherher, noch dieselbe zerrissene Jacke tragend, die er vor Jahren trug, und das Haar noch eben so unwirsch über das gealterte Gesicht geworfen, stieg nach einigem

Zaudern in den Kahn, den ich ebenfalls noch als einen alten Bekannten begrüßte.

In einer Viertelstunde, nachdem ich während der Fahrt dem lieben Wasser tausend süße Worte zugeflüstert und mein gebräuntes Gesicht mit dem dunkelen Barte in seinem Spiegel selbst verwundert angestaunt hatte, befand ich mich am jenseitigen Ufer, dem Lande meiner jugendlichen Thaten.

Ich sprang an das Ufer und begrüßte es wie ein seit langer Zeit verlorenes und nun siegreich wieder erobertes Eigenthum. Die Sträucher am Rande des Wassers waren zu Bäumen geworden, die alten Bäume selbst aber, Kiefern und Erlen, waren dieselben geblieben, kaum merklich gewachsen. Mich befiel ein heiliger Schauer, als ich das Rauschen ihres Blätterdaches wieder über mir vernahm und langsam, zögernd, bald hierhin, bald dorthin spähend, in das tiefere Gebüsch drang.

Eine Stunde war bald verstrichen und ich näherte mich hochklopfenden Herzens der alten Römerschanze. Scharf blickte ich hinauf zu der grünen Höhe, aber ach! keine sylphenhafte Gestalt stand wie damals auf ihrer Spitze, mich sehnsüchtig zu erwarten und freudig willkommen zu heißen. Ich fühlte, wie mein Herz voller schlug und mir beinahe der Athem versagte,

als ich die Anhöhe hinaufstieg — endlich war ich oben. Niemand war rings um mich her, der mich hätte beobachten können, nur die goldene Maiensonne stieg allmälig ihrem Höhepunkte entgegen und schaute mich, wie es mir vorkam, liebevoll und lächelnd an. Ich sank auf den Boden, an derselben Stelle nieder, die mir für ewig durch Anna's Fuß eine geweihte geworden war; ich küßte ihn, ja, ich legte meine Brust auf ihn hin. Ach, aber er war kalt, todt, wenigstens nicht so lebenswarm, wie meine von wollüstiger Erinnerung so volle und doch so traurige Brust. Nach einer Weile erhob ich mich wieder und schritt auf dem grünen Walle weiter vor. Eine durch keine äußere Störung unterbrochene Stille umgab mich feierlich. Ich sah mir die alten Eichen und Kiefern an, unter denen ich kosend und überglücklich mit Anna einst umhergewandelt, aber sie erschienen mir kalt, öde und finster, wie der graue Boden, auf denen sie seit Jahrhunderten wurzelten. Da flötete eine Nachtigall ihr seelenvolles Lied — ach! wie lieblich schwoll ihre Klage, ihre unaussprechliche Liebeswehmuth mir entgegen. „Ja," sagte ich, „Du fühlest das Leid, was auch ich fühle, sei mir gegrüßt, denn ich bin wie Du allein!" Da wehte ein frischer Wind aus dem finsteren Walde herüber und schüttelte wie ein

ernster Mahner die Bäume und Sträucher — ach! es war auch nicht derselbe Wind, der damals ihre und meine Locken vermischte, denn jener kam vom Süden und dieser vom Norden herüber.

Ich verließ die Schanze und trat in den dichteren Wald ein. Unwillkürlich folgte mein Fuß dem früher oft betretenen Pfade, der sich, nicht mehr, nicht weniger ausgetreten, durch das Dickicht zwischen den nahe beisammen gewachsenen Kiefern schlängelte. Sinnend, nur der Vergangenheit lebend, die Gegenwart völlig vergessend, und bei Leibe nicht der Zukunft gedenkend, schritt ich weiter, immer weiter, bis ich die grüne Höhe erreichte, von der herab man das Dorf Glindow zuerst sieht. Fast athemlos trat ich aus den Bäumen hervor und schaute hinüber und hinunter in die grünende Fläche vor mir. Da lag es, still wie sonst, freundlich wie immer — aber, was war das? „Wo ist das Pfarrhaus geblieben?" fragte ich mich ängstlich. Es war verschwunden, oder — jetzt blickte ich genauer hin — man baute es eben vom Grunde wieder neu herauf. „Wie, ist es noch nicht fertig?" fragte ich mich. — Und ohne es zu wissen, war ich unter die alte Eiche getreten, unter deren schirmenden Aesten Anna zuletzt gestanden, als ich den zärtlichen Abschied von ihr nahm. Wieder ließ

ich mich auf den Rasen nieder — denn es war, als ob er mich gewaltsam an sich zöge. Auch ihn, auch diesen theuren Boden küßte ich, der einst mein Liebstes, Theuerstes auf der Welt getragen. O, und ich blieb lange auf ihm liegen, denn ich hatte ihm so viel, so unendlich viel zu sagen und zu klagen. Da, hier an dieser unvergeßlichen Stelle, erfaßte mich plötzlich ein seltsamer Gedanke. „Hier willst Du bleiben," sagte ich mir, „in der Nähe wenigstens eine Hütte bauen und wie ein frommer Einsiedler leben!"

Auf dem Wege nach dem Dorfe dachte ich diesen Gedanken weiter aus und wälzte tausend neue Entschlüsse in meinem Geiste herum. So erreichte ich die erste Stätte des Vordorfes, die ein armer Käthner bewohnte. Er selber trat eben heraus, um auf den Acker zu gehen, denn er hielt seine selbst gefertigten Werkzeuge in der Hand.

„Was ist es mit der Pfarre, Mann?" fragte ich leise.

„Die Pfarre? Nun, die ist abgebrannt vor zehn Wochen."

„Vor zehn Wochen? Zum zweiten Mal? Wie kam denn das?"

„Das weiß Gott allein — den müssen Sie fragen. Wir hatten im März ein Gewitter und der einzige

Blitz, der zur Erde fuhr, schlug in das Haus und brannte es nieder."

„Wieder ein Blitz!" rief ich unwillkürlich laut aus und stand wie in den Boden gewurzelt und von dem heiligen Schauer vor einer unbegreiflichen Allmacht leise durchbebt, vor dem mich fragend anblickenden Manne.

„Ja, wieder ein Blitz," entgegnete er, — „jetzt bauen sie abermals daran, bis vielleicht ein dritter kommt." —

Ich schritt weiter, dem Dorfe zu, und sah bald um das zweimal vom Feuer des Herrn verzehrte Gebäude die munteren Arbeiter sich tummeln. Es verhielt sich wirklich so, wie der Mann mir gesagt hatte. Auf das Tiefste ergriffen, schaute ich eine Weile der Arbeit zu und konnte, so viel ich mich mühete, den Willen des Allmächtigen nicht erkennen, der mit schwerer Hand auf diesem unglücklichen Hause lag. Nach einigem Zögern ging ich um den Kirchhof herum und betrachtete, über die Mauer hin blickend, die beiden befreundeten Gräber. Sie grünten im natürlichsten Frühlingsschmuck, die Thränenweide senkte liebevoll ihre kaum belaubten Zweige herab und deckte sie halb zu, als wollte sie sie in ihre Arme fassen, — sonst

war kein Schmuck, kein Zeichen der Liebe an ihnen wahrzunehmen.

„Das soll bald anders werden," sagte ich leise, indem ich meine Hand wie segnend über die Gräber ausstreckte.

„Wartet bis zum Abend, bis die Augen der Menschen schlafen und nur die Gottes wachen, dann besuche ich Euch. Es braucht Niemand zu sehen und zu wissen, daß wir uns kennen, als ihr und ich und — Gott!"

Das Küsterhaus war neu getüncht, auch ein neuer Küster wohnte darin, der von der Geschichte der Verstorbenen, also auch von mir, nichts wußte, wie ich sehr bald erfuhr. Die Bauern, denen ich begegnete, waren mir theils fremd, theils so gealtert, als wären sie plötzlich aus der Jugend in's Greisenalter getreten. Die Kinder waren erwachsen und konnten mich nicht kennen, ich selbst kannte kein einziges mehr. Dem neuen Pfarrer war ein Zimmer in einem Bauernhause eingeräumt, ich sah ihn an diesem Tage noch nicht, lernte ihn aber später kennen, obwohl ich ihn meistens vermied, denn er erinnerte mich nur zu sehr an seinen Vorgänger und das, was mir mit diesem geschehen. Nachdem ich auf diese Weise das Dorf nach allen Seiten gemustert und in allen Richtungen

durchwandert, schritt ich denselben Weg, den ich gekommen war, zurück. Aber anstatt mich zur Römerschanze zu wenden, betrat ich den Pfad, der nach der Krampnitz führt. In einer Stunde war ich in dem einsamen Forsthause und nahm ein bescheidenes Mittagsmahl ein. Eine mir unbekannte aber freundliche Frau aus der Umgegend, eine Verwandte des Försters, waltete zur Zeit darin; sie nannte sich Frau Wolter. Ich fragte sie, ob ich die Nacht bei ihr ein Unterkommen finden könne, und nach kurzer Ueberlegung bejahte sie es. Nachmittags besuchte ich der Reihe nach alle Plätze, die mir so lieb und werth waren; ich sah Alles wieder und fand es auch unverändert, selbst die Stelle, wo ich damals mit dem Pfarrer gesessen, als die beiden Mädchen uns mit Vergißmeinnichtkränzen geschmückt. Mein Kranz war zwar verwelkt, aber seine Blumen hatten ihren Namen bestätigt, denn ich hatte nichts, nicht das Geringste aus jener Stunde vergessen. Noch trat ich an das Ufer des immer ernst, dunkel und beinahe wild blickenden Sees und betrachtete nachdenklich die Kiesel, über die noch wie früher seine flüssigen Wellen rieselten. Ich nahm einige davon in die Hand und befühlte sie lange. Es war mir, als wären sie noch warm von der schönen Hand Anna's, die sie viel-

leicht berührt, und doch war die Kälte manchen Winters über sie hingegangen und hatte ihr steinernes Wesen noch mehr erkaltet — ach, mir hatte diese Kälte nichts geschadet und genommen, denn ich war noch eben so warm, so lebenswarm, wie immer, wie damals, — aber wo war sie, sie, die ich suchte? O Gott, o Gott, sie lag kalt und vermodert im feuchten Grabe! Du hast sie mir also gar nicht wiedergegeben! —

XI.

Meine letzte Heimat auf Erden.

Als sich dieser Tag zum Abend neigte, machte ich mich auf den Weg nach dem Kirchhofe in Glindow. Ich mußte nach langer Zeit einmal wieder mit meinen Lieben unter der Erde sprechen. Wie das erste Mal erzählte ich ihnen meine neuesten Erlebnisse und mischte meinen früheren schmerzlichen Erfahrungen also einige freundlichere bei, denn ich war ja ein selbstständiger Mann geworden und Gott hatte mich gesegnet, daß ich den Antheil des Göttlichen, der in mir lag, laut und offen verkünden konnte vor aller Welt. Und wieder, wie vor Jahren, sog mein Herz Frieden und Zufriedenheit aus dieser Unterhaltung, und meine geistige Kraft ging ja allein aus dieser Seelenstimmung hervor, ich hatte also abermals für Gegenwart und Zukunft das Beste gewonnen. Und

hier, an diesem Abende, wurde mein Entschluß, mich in der Nähe anzusiedeln, unumstößlich festgesetzt; ich hatte den Todten versprochen, bei ihnen zu bleiben und sie hatten es im Geiste genehmigt, ich mußte daher ihnen und mir Wort halten. Spät in der Nacht erst kehrte ich nach der Krampnitz zurück; Frau Wolter aber, der ich mein längeres Ausbleiben vorher verkündigt, erwartete mich, schloß mir das Haus auf und bemühte sich so sorglich und gastlich um mich, als ob sie eine Ahnung davon gehabt, daß ich auf diesem nächtlichen Wege eine Pflicht der Liebe und Dankbarkeit vollbracht.

Als ich am nächsten Morgen vor die Thür des Forsthauses trat, um mein Frühstück im Freien zu verzehren, gesellte sich Frau Wolter, die überall und immer, wo es was zu thun und zu schaffen gab, bei der Hand war, zu mir und fragte mich im Laufe unseres Gesprächs, wie mir diese einsame Gegend am See gefalle?

„Wie sie mir gefällt, liebe Frau?" fragte ich freudig bewegt wieder. „Das ist nicht das rechte Wort, denn ich bin davon entzückt, und zwar so sehr, daß ich die größte Lust fühle, mich an diesem abgelegenen Wald- und Wassergestade auf längere Zeit niederzulassen."

Die Frau betrachtete mich mit prüfendem Blick, als ob sie zweifele, daß es ernstlich gemeint sei, was ich so eben zu ihr gesprochen.

„Sie sehen aber nicht so aus, mein junger Herr," erwiderte sie auch sogleich, „als ob Sie es lange in einer so öden und von Menschen verlassenen Gegend aushalten könnten. Den Sommer lass' ich mir hier wohl gefallen, ach ja! der ist sehr schön; aber der Winter, den sollten Sie sehen, wenn der Strom mit fußdickem Eise belegt ist und die vom Schnee funkelnden Wälder wie große Heere weißer Gespenster erscheinen. —"

„Das muß köstlich sein, meine gute Frau, zumal wenn man sich draußen müde gelaufen hat und durch und durch gefroren ist. Dann in einem warmen, behaglichen Zimmer zu sitzen und mit Gott, der Natur und sich selbst zu verkehren, dürfte ein größeres Glück sein, als sich mancher von Vergnügen zu Vergnügen taumelnde Städter vorstellen kann."

„Aber mein Gott, wenn das ein so großes Glück ist, wie Sie sagen, so kommen Sie doch her. Ich dachte mir immer, nur wir, die wir hier geboren und groß geworden sind, könnten und müßten hier leben, weil uns Gott einmal hierher gesetzt, denn wir wissen es wohl, wie schön es hier ist; und was

es Bitteres in der Einsamkeit zu ertragen giebt, je nun, daran sind wir ja von Kindesbeinen an gewöhnt. In einer großen Stadt laufen sie auch nicht so oft zu einander und stecken die Köpfe zusammen, wie unsereins sich das bisweilen denkt, und wer da fremd und unbekannt ist, steht verlassener da, als hier, wo es doch einzelne gute Menschen giebt, die rathen und helfen, wenn man in Noth geräth."

Wir waren während dieses Gesprächs unter den alten Tannen fortgeschritten und hatten uns eine beträchtliche Strecke vom Forsthause entfernt. Endlich erreichten wir eine alte verfallene Waldhütte auf einer grünen Anhöhe, die eine wunderbar herrliche Aussicht über den cirunden See und seine dunkelwaldige Umkränzung bot. Das Dorf Neblitz, ganz links aus weitester Ferne herüberschauend, glich im heutigen leichten Morgennebel einer Jungfrau, die sich hinter einem halb durchsichtigen Schleier verbirgt und dadurch nur um so schöner und reizender erscheint. Ach, und die breite krystallreine Wölbung des Himmels über dem leise rauschenden See, wie weit und tief gestattete sie dem Auge den Einblick in das klare Element der Luft, wie war hier jedem lauschenden Sinn unbegränzte Freiheit und Willkür gestattet, zu schweifen, zu schauen, zu horchen nach Allem und auf

Alles, was mit lauten und stillen Stimmen im weiten Schooße der Natur sich so reich und reizvoll verbirgt!

„Es ist prächtig hier, so erfrischend, so labend!“ sprach ich mehr zu mir als zu meiner Begleiterin, die schweigend neben mir stand und mit stillem Entzücken den unbeschreiblich wohlthuenden Eindrücken folgte, welche die einfache und doch so reiche Natur in mir hervorrief. „Wie Schade, daß man dies alte Waldhaus hier so ganz und gar verfallen ließ, man könnte sonst auf der Höhe eine herrliche Wohnung daraus zimmern.“

„Das kann man alle Tage, mein Herr, denn das ist mein Grundstück hier, ringsum bis an die schlanken Birken in der Nähe des Forsthauses hin.“

„Ihr Grundstück?“ fragte ich verwundert aufhorchend.

„Ja wohl, meines, Herr! Ich habe es erst vor einigen Monaten ererbt von meines verstorbenen Mannes Bruder, der vor Kurzem das Zeitliche gesegnet und, ohne Kinder zu hinterlassen, mir dies kleine Erbtheil ohne alle Schulden vermacht hat.“

„Wer war Euer Mann?“

„Mein Mann war Küster in Nedlitz und außerdem, was ich nicht bin, — klug und gebildet.“

„Aber Ihr habt gewiß Manches von ihm gelernt, denn Ihr seht mir nicht ganz wie eine Bäuerin aus.“

„Das bin ich auch nicht. Ich stamme aus einer großen Müllerei bei Nauen her und meine Eltern hatten ein für ihre Verhältnisse ansehnliches Vermögen. Ich habe auch fleißig die Schule besucht und selbst noch als Küsterfrau, zwischen den Kindern sitzend, dem Unterricht meines Mannes beigewohnt.“

„So, das war brav von Euch. Sagt einmal, habt Ihr keine Lust, dies Waldhaus aufzubauen?“

„Gewiß, mein Herr, ich bliebe von Herzen gern in der Nähe der Krampnitz, denn der Förster ist mein Vetter, und alle meine alten Bekannten wohnen hier rings umher — aber — es fehlt mir das nöthige Geld dazu, denn ich habe wohl etwas baar, aber lange nicht genug.“

„Hört mal, Frau Wolter, ich will Euch einen herrlichen Vorschlag machen. Laßt dieses Waldhaus ausbauen, nach Art der Schweizerhäuschen, wie Ihr sie da unten an der Havel neben der Zuckerburg gewiß schon gesehen habt. Ich will mich mit einigen hundert Thalern dabei betheiligen und dann so lange bei Euch dafür wohnen, bis die Miethe das Kapital bezahlt hat.“

Die Frau sah mir freudig erschrocken in's Gesicht, als traue sie meinen Worten nicht ganz. Ich trug ihr aber noch einmal in allem Ernst meinen Wunsch vor und sie ging später darauf ein, nachdem sie sich mit dem Förster zu Hause darüber berathen hatte. Ich blieb noch einige Tage in der Krampnitz wohnen, um dem Zimmermeister, der das Haus herstellen sollte, meinen Bauplan anzudeuten. In kurzer Zeit ward das Werk begonnen und in den Sommermonaten desselben Jahres hergestellt. So entstand das kleine freundliche Schweizerhaus, welches ich noch heut bewohne und, so Gott will, als meine letzte Heimat auf Erden nicht wieder zu verlassen gedenke, denn ich fühle mich hier so ruhig, zufrieden und glücklich, wie ich es, meinen Verhältnissen nach, nur sein kann.

Als ich mit dem Zimmermeister die nöthige Verabredung getroffen, kehrte ich auf einige Tage nach Berlin zurück und nahm Abschied von meiner alten Wirthin. Sie weinte wie ein Kind, als sie mich für immer aus ihrem kleinen Hause scheiden sah und sprach die Besorgniß aus, nie wieder einen so guten Herrn zu bekommen, wie ich ihr gewesen war; auch mir ging die Trennung von ihr sehr nahe.

Einen größeren Sturm aber, meinen unerwarte-

ten Entschluß zu erschüttern, erhoben meine Kunstfreunde. Indessen besiegte ich allen Widerspruch durch meinen festen Willen, und so stimmte man mir endlich bei, nachdem ich das Versprechen gegeben, sie im Winter bisweilen auf einige Wochen zu besuchen, was sie mir dagegen im Sommer von Herzen erwidern wollten.

So zog ich nach acht Tagen mit allen meinen kleinen Habseligkeiten schon wieder nach der Krampnitz hinaus und miethete mich bei dem guten Förster bis zur Vollendung des Schweizerhäuschens ein. Frau Wolter wurde meine Hausfrau, wie ich mir keine bessere wünschen konnte, denn sie war stets fröhlich, arbeitsam, unverdrossen, lebte für mich allein und sah mir jeden Wunsch an den Augen ab. Ende September zogen wir in unsere neue Wohnung und richteten uns behaglich und gemüthlich darin ein; die eigentliche Besitzerin des Ganzen nahm die unteren, ich die oberen Räume in Beschlag. In wenigen Wochen war ich heimisch geworden und fühlte nun erst vollkommen das Glück, welches ich mir von einem solchen Aufenthalte unmittelbar in Gottes freier Natur bis dahin nur geträumt hatte.

Mein erster Besuch, den ich von meiner neuen Wohnung aus abstattete, galt dem Landrathe des

Kreises. Ihm, einem Ehrenmanne, den ich in allen Dingen vertrauen konnte, theilte ich meinen wirklichen Namen und die Gründe mit, die mich veranlaßten, denselben nicht vor der Welt zu führen. Ich wollte, daß Niemand durch mich an frühere Verhältnisse erinnert würde, aber auch ich selbst wollte ungestört sein und frei bleiben von aller fremden Einmischung, denn ich wünschte allein meinen Erinnerungen zu leben und mir die Zukunft meinen Lieblingsneigungen gemäß zu gestalten. Je unbekannter man aber den umgebenden Nachbarn bleibt, um so leichter wird uns dieses billige Verlangen gewährt. Der Landrath ehrte und genehmigte meinen reiflich überlegten Entschluß und verhieß mir in allen möglichen Dingen seinen Rath und seinen Schutz.

Sodann besuchte ich den neuen Pfarrer in Glindow. Ich lernte in ihm einen guten aber leidenden jungen Mann kennen, der wenig zu seinem Berufe als Landpfarrer taugte. Denn wenn ihn sein alljährlich wiederkehrendes Brustübel befiel, vergaß er Alles um sich her, ließ seine wichtigsten Geschäfte bei Seite liegen und gab sich ganz und gar seinen krankhaften Einbildungen hin. Ich besuchte ihn selten und nur dann, wenn mich das Bedürfniß geistigen Aus-

tausches zu ihm trieb. Von meinem Verhältniß zu seinem Amtsvorgänger hatte ich ihm nur das Nothwendigste mitgetheilt. Ich sagte ihm, ich sei seinem Hause befreundet gewesen und deshalb wären mir die Gräber der Verstorbenen lieb und werth. Und so gewann ich Gelegenheit, die mir so lieben Stätten meiner Unvergeßlichen nach meinem Gefühl zu schmücken, wie es bisher nicht geschehen war. Ich ließ sie mit einem kleinen Gitter umgeben und zwei harte Steine behauen, die ich, mit dem einfachen Namen der Abgeschiedenen bezeichnet, an Ort und Stelle insgeheim aufstellte. Ich wußte zwar, wer da unten schlummerte, aber die Nachwelt sollte auch daran erinnert werden, daß zwei herrliche Menschen von ihr geschieden waren. Bei Tage besuchte ich nur sehr selten den alten Kirchhof; bei hereinbrechender Nacht aber, wenn die Leiber schliefen und nur die Seelen wachten, schlich ich zu ihm hin. Da sah ich denn die Sterne über uns dreien flimmern und meinen treuen Gefährten, den schönen Hesperus, an den die Geliebte meines Lebens mich gewiesen, den trauernden Lebenden und die Gräber sich beschauen, in denen er vielleicht die Wiege seiner glänzenden Ewigkeit erkannte. Und niemals trat ich meinen Weg vergebens zu ihnen an, niemals haben sie mein Herz voll Trauer und Trüb-

sal, immer voll himmlischen Trostes und Segens heimkehren lassen.

Nur von Zeit zu Zeit, wenn mich die Lust anwandelt, Menschen zu sehen und geistig mit ihnen zu verkehren, verlasse ich auf wenige Tage meine Einsiedelei und kehre bei meinen Freunden in der Hauptstadt ein, denen ich jederzeit willkommen bin. Aber plötzlich erfaßt mich wieder die Sehnsucht nach meinem Hause und meinem Strome, nach meinen Wäldern und Gräbern, und schneller als ich gegangen bin, kehre ich stets wieder zu ihnen zurück.

Allen Wechseln der Witterung preisgegeben, bin ich bei einfacher Nahrung und geregelter Lebensweise gesund und frisch und fühle mich im vollkommenen Besitze aller männlichen leiblichen und geistigen Kräfte. Die Schriftstellerei, in der ich noch täglich fortfahre, ist mir zur unentbehrlichen Gewohnheit geworden und legt mir niemals Beschwerden oder Mühen auf; im Gegentheil, hier in Gottes freier Natur ist es eine Wonne, an meiner geistigen Vollendung zu arbeiten, und Alles, was ich beginne, quillt mir wie ein natürlicher, unversiegbarer Born gleichsam von selbst unter den Händen hervor.

Jetzt sind schon mehr als drei Jahre verstrichen, seitdem ich als freiwilliger Einsiedler an meinem See

wohne und nur selten verlasse ich ihn, um irgend ein kleines geselliges Bedürfniß in der nahen Stadt zu befriedigen, wo meine Jugendfreundin Julie jeden Sommer mit einer befreundeten Familie wohnt. Niemand als sie und der Landrath kennt mich bei meinem wahren Namen, allen Uebrigen bin ich, was ich der ganzen Welt bin, Moritz Brand, und selbst von meiner schriftstellerischen Beschäftigung haben nur die Wenigsten oberflächlich Kunde.

So lebe ich mir allein und bin frei von dem Geschwätze und der Anfeindung der großen und thörichten Welt. Wenn mich zuweilen ein trüber Gedanke in meiner Einsamkeit besucht und meinen Geist vorübergehend niederdrückt, so ist es der, in meinem Leben nicht das geleistet zu haben, was ich vielleicht hätte leisten können. Aber die Ungunst der Verhältnisse und Lebenslagen drückten meinen kühnen Aufschwung zu Boden, hemmte jede andere Thätigkeitsäußerung und senkte meine Fähigkeiten in lethargischen Schlummer, aus denen nur bisweilen eine blitzartig aufleuchtende Träumerei sie ins Dasein zurückruft. Stets aber, wenn meinen tiefen Schlaf irgend ein äußeres Reizmittel stört und mich zur Empfindung der Welt und ihres geräuschvollen Strebens erweckt, erhebe ich mich schnell, raffe alle meine Hülfsmittel

zusammen und leiste in einigen Stunden mehr, als Andere kaum in eben so vielen Tagen vermögen.

Aber auch dann leiste ich — freilich wenig nur, das erkenne ich wohl, aber meinen Verhältnissen und Wünschen genügt es. Daß meine tiefe Abgeschiedenheit von allem gewöhnlichen Verkehr mich mit manchen ungewöhnlichen Eigenthümlichkeiten beschenkte, gestehe ich gerne ein. So vermeide ich zum Beispiel oft Wochen lang alle Menschengesichter, namentlich wenn ich, meinen eigenen innersten Gedanken hingegeben, in Gottes freier und schöner Natur auf und nieder wandele. Denn es kommt mir dann vor, als ob aller Haß, alle Feindschaft, alle Sorge der Welt allein an diesen Menschen haftete — und ihnen aus dem Wege zu gehen, war mir von jeher der größte Genuß.

Zu eigen geblieben sind mir dafür meine theuren Jugendträume, obwohl ich bekennen muß, daß mich die meisten mit ihrer verführerischen Sirenenstimme belogen und betrogen haben. Denn, habe ich erreicht, was ich ehemals zu erreichen gedachte? Ach nein! Ich bin weit hinter meinen Vorsätzen zurückgeblieben. Ich wollte ein Heros werden und bin nichts weiter geworden, als was ich von Anfang war, ein Mensch, ein armer, elender Mensch! Ich wollte nach allge-

meiner Anerkennung ringen und mir den Beifall der Besten erwerben, und sie haben mich bekrittelt und beschimpft; ich wollte ihnen Gutes thun, und sie haben mich verfolgt und verspottet und mein schwaches Haupt mit Schmerzen und Sorge überhäuft. O, wie hat mir die Stimme meines Innern Alles so süß vorgesungen, und wie bitter hat es meinem Herzen geschmeckt! Ich wollte in den Himmel fliegen und bin im Staube der Erde zurück geblieben, ich wollte das ganze Weltall mit meinen Armen liebend umfangen, und sie haben mir das Theuerste hinausgetragen und es zu Staub und Asche werden lassen. Schreib, schreib, schreib, wie Du denkst und fühlst, flüsterte mir die rüstige Jugend zu, damit Du Ruhe findest im Herzen und Geiste, und ja — Ruhe, Ruhe, Ruhe, das ist das Einzige, was ich gefunden und mir errungen habe, aber es ist die Ruhe eines ausgebrannten Vulkans, die nur vom Tode und der Vergänglichkeit alles Irdischen zeugt. Und dennoch bin ich zufrieden damit, denn es giebt nirgends Ruhe in der Welt, wenn sie nicht im eigenen Herzen ist. Was mich auch quälte, erschütterte, bewegte, ich habe es durch Worte ausgegossen, wie man ein Gefäß ausgießt, um es zu reinigen, und so ist mein Herz von dieser Sorge wenigstens gereinigt.

Wenn ich mich aber frage, was hat das größte Unglück Deines Lebens ausgemacht, ach, so ist es nicht das, daß sie mich geschlagen, gekränkt, daß sie meinen Namen und meine Lebensstellung mir genommen haben, nein, nein, das ist es nicht — der Verlust meiner Liebe hat mir am wehsten gethan. Denn eine unglückliche, unwiederbringliche Liebe, wenn sie uns Alles ist, wie die meine mir es war, bietet des Schmerzes und der Qual genug, um ein ganzes reiches Menschenleben zu veröden und alle so voll strömenden Quellen des herrlichsten Daseins abzuschneiden und versiegen zu machen. Ich bin zwar nicht, wie Viele, in Schwermuth verfallen, die mein ganzes Leben vergiftete, ich bin nicht widerstandslos in ohnmächtige Verzweiflung gesunken oder habe mein Lebensöl, was auf Jahre berechnet war, in wenigen Monden vergeudet, nein, Gott sei Dank, zu diesen unglücklichen, weil schwachen und unmännlichen, Charakteren gehörte ich nicht. Ich habe aber auch nicht, wie ein leichtsinniger Mensch, der Alles lächelnd erträgt und also nie zu einer tiefen, sein ganzes Wesen durchdringenden Liebe gelangen kann, der das Unglück abschüttelt, wie ein Hund sich das Wasser aus dem Felle schüttelt, den Schmerz der verlorenen Liebe von mir gethan; nein, ich hatte einen Trost, einen Beistand auf dieser

Welt, und das war mein produktiver Geist, der alle von Außen herandringenden Qualen durch Wonnen, die er sich innerlich schuf, ertödtete. Die untergegangene Liebe lieh mir Stoff zu den herrlichsten Gestaltungen menschlicher Vollkommenheit und Schönheit. Indem ich mir, wie ein Maler das Bild seiner Geliebten in tausend Gestalten, Verbindungen und Reizen malt, zu jeder Zeit das Ideal meiner Phantasie vergegenwärtigte, schuf ich mir die todte Geliebte lebendig wieder, und ob sie auch außer mir Tod, Verwesung und Moder war, blieb sie doch in mir in ewiger Jugend, Schönheit und Unvergeßlichkeit unvergänglich leben.

Wie ich nun mit der Vergangenheit, die außer mir todt ist und nur in mir in der Erinnerung lebt, abgeschlossen habe, so bietet mir die Gegenwart auch eigentlich keine wirklichen Schmerzen mehr, denn der Genuß, den sie mir schafft, liegt in meinen Gedanken, meinem Geiste, meinen beschränkten Bedürfnissen, und diese schließen den Schmerz aus. Was mir aber die Zukunft bringen wird, weiß allein Gott. Ich bitte ihn nie darum, mich glücklicher zu machen, als ich es bin, denn innerlich bin ich ja, wie ein Mensch es sein kann, beglückt. O, der gute Schöpfer hat mir ein genügsames und empfindungsvolles Herz gegeben, alle seine mannigfaltigen Gaben zu begreifen und zu ver-

stehen. Ich fühle alle Tage seinen Athem durch die Wälder ziehen, ich begrüße die Morgen= und Abendröthe, ich höre und sehe seine Wonne im ewig flüsternden Rauschen seiner silbernen Welle spielen. Welch unnennbarer Genuß liegt für mich in diesen ewigen Stimmen der großen und heiligen Natur! O, wer sie gleich mir versteht, der wird nicht klagen und weinen, wie ich nicht klage und weine um das, was mir nicht zu Eigen gegeben ward, der wird allein hoffen auf das, was wir Alle hoffen können, die wir an Gott glauben und auf seine Vorsehung bauen, der wird sich freuen, wie ich mich freue, das einst dort oben wieder zu finden, was er hier verloren hat und in dieser Hoffnung des unverlierbaren künftigen Besitzes so glücklich zu sein, wie es ein vergängliches Geschöpf auf dieser armen Erde nur werden kann.

XII.

Ein unerwarteter Brief.

Nachdem wir die vorstehende Lebensbeschreibung Moritz Brand's, unseres Freundes, aus seiner eigenen Handschrift gelesen und mit seinen Schicksalen uns hinreichend vertraut gemacht, kehren wir ohne Aufenthalt auf denselben Punkt unserer Erzählung selbst zurück, wo wir sie am Ende des dritten Kapitels des ersten Theiles abgebrochen haben.

Beinahe zwei volle Tage hatte der einsame Mann gebraucht, um seine Handschrift von Anfang bis zu Ende durchzulesen, hie und da einen Ausdruck zu ändern, einen neuen hinzuzufügen oder diesen und jenen zu streichen. Der Zeitpunkt der Vollendung dieser Arbeit fiel also, um den Leser an die vielleicht vergessene Begebenheit zu erinnern, drei Tage später, nachdem der geheimnißvolle Besuch zweier vornehmer und

fremder Damen in der Einsiedelei stattgefunden, der Pfarrer aus Glindow Herrn Brand vergebens gesucht und gleich darauf seine mehrwöchentliche Badereise angetreten hatte.

Es war ein goldener Junitag; die Spuren des Gewitters am Johannistage waren von der durstigen Sommersonne rasch aufgesogen worden und nur die reine Luft und die frische Kühle zurückgeblieben, die einem so bedeutungsvollen Naturereignisse in der Regel zu folgen pflegen. Entziehen wir uns aber noch einige Augenblicke diesem anlockenden Sommertage und begeben wir uns noch einmal in das einsame Studirzimmer des arbeitenden Dichters. Es war Vormittags elf Uhr, als Moritz Brand die Augen von seiner Handschrift erhob und sich sinnend in seinen Stuhl zurücklehnte, denn er hatte mit uns zugleich die Lesung derselben beendigt. Sein Gesicht, ernst und ausdrucksvoll wie immer, war sichtbar belebt von den eben wach gerufenen Betrachtungen seines Schicksals und es spiegelte sich das unergründliche aber siegreich überstandene Weh seines Herzens in sanfter Ergebung auf demselben wider. Noch einen Augenblick ruhte sein dunkles Auge auf den beschriebenen Blättern, dann schlug er das Heft zu und legte die Hand darauf.

„So,“ sagte er, „das ist Alles, was ich jetzt von meinem Leben sagen mag. Künftig vielleicht mehr. Es ist freilich nur wenig, bei Weitem nicht das, was ich sagen könnte, aber welcher Sterbliche vermag auf so wenigen Blättern auszusprechen, was er in dreiunddreißig Jahren erlebt und erlitten, gedacht und empfunden hat? Ich wenigstens kann es nicht, so gern ich auch möchte. Meinen Leistungen sind bestimmte und, wie ich alle Tage mehr einsehe, enge Gränzen gesteckt, die ich nicht zu überschreiten vermag; wohl fühle ich meine Schwäche und bedaure sie, aber abhelfen kann ich ihr nicht. Nun, ich muß verbraucht werden, wie ich einmal bin; wenn das Lebensöl dieser Maschine nicht mehr geschmeidig ist und das geheime Räderwerk in meiner Brust stillsteht — wohlan, so bin ich bereit zu gehen — wie Du willst, mein Gott! So lange ich aber noch etwas denken und fühlen kann, danke ich Dir für jede erlebte Stunde und jeden gehabten Genuß. Ach ja! — Aber über Eins muß ich mich doch wundern;“ — und er öffnete das eben geschlossene Heft noch einmal wieder und blickte prüfend über die flüchtig hingeworfenen Zeilen hin, „wenn ich nicht wüßte, daß meine eigene Hand diese Buchstaben geschrieben; ich würde es kaum glauben. Kein Mensch könnte diese Schrift-

züge für die meinigen wieder erkennen, der meine früheren vor Jahren gesehen. Das Vielschreiben hat sie sehr verändert. Auch das! Ja, es hat sich Vieles mit mir verändert — nur zwei Dinge sind mir treulich dieselben geblieben.“ Und er fuhr mit der Rechten zuerst nach dem Herzen und dann nach der Stirn, als wolle er die Behausung seiner edelsten Organe prüfen und sich von ihrem unveränderten Dasein durch die sinnliche Wahrnehmung seines Tastsinnes überzeugen. Was er bei diesem stummen Spiel seiner Finger dachte und fühlte, wissen wir nicht, seine Aufmerksamkeit wurde auch bald durch den goldenen Strahl der Sonne auf Außendinge hingelenkt, indem dieselbe in diesem Augenblicke voll und glänzend in sein einsames Zimmer schaute.

„Sieh,“ sagte er wieder und blickte heiter auf, „da ist meine treuste Gefährtin. Sei mir gegrüßt, allliebende Sonne, und herzlich gedankt für Deinen frühen Besuch. Ich weiß wohl, was Du von mir willst. Du möchtest mich zu Dir in's Freie locken, um mein vom trüben Nachdenken dumpfgewordenes Hirn zu erwärmen und zu beleben. O, wie freundlich ist das von Dir! Ja, ja, ich komme sogleich, ach! es ist ein wahrhaft schöner Tag — wie da un-

ten das Wasser seine Bahn so friedlich und fromm *durchläuft*! Und wer erräth die tobende Leidenschaft in dem schlummernd daliegenden Busen? Ach, so ist es nicht mit dem Wasser allein, so ist es auch mit uns, den armen Menschen, in deren innersten Eingeweiden die Stürme wühlen, wenn unsre Augen und Wangen auch friedlich strahlen — doch genug davon für heute — ja, ja, ich komme, ich komme! Und nun lebe wohl, mein Buch — da, kehre in Deine dunkle Behausung zurück — im ersten Jahre sehen wir uns nicht wieder; mich rufen andere Geschäfte; die Lebendigen wollen die Todten verdrängen — aber laß sie nur — so viel sie drängen und treiben — m e i n e Todten verdrängen und vertreiben sie nicht.“

Und er schloß langsam und bedächtig das geheime Fach seines Schreibtisches zu, in welchem er alle seine theuren Andenken und auch diese Handschrift verwahrte; dann erhob er sich, um an das Fenster zu treten. In diesem Augenblick pochte ein bescheidener Finger an die stets verschlossene Thür. Er drehte sich herum und rief mit seiner kräftig tönenden Stimme: „Wer ist da?“

„Ich bin es, Herr Brand!“

„Was giebt es, Frau Wolter?“

„Der Landbote hat einen Brief an Sie gebracht.“

„Einen Brief?!“ Und er zuckte zusammen und sein bis dahin mit lebhafter Farbe übergossenes Gesicht erbleichte sichtlich auf kurze Zeit. „Ein Brief!“ sagte er leise zu sich — „woher kann der kommen? Heute erwartete ich keinen!“ Und während er langsam die Thür öffnete, flogen seine Gedanken pfeilschnell im Kreise herum, den Freund zu errathen, der ihm wohl heute Abend etwas zu schreiben haben könnte, denn seine Korrespondenz war beschränkt; Meister Ludwig und sein Verleger in Leipzig waren die einzigen, die seinen Aufenthaltsort bestimmt wußten und ihn zu festgesetzten Zeiten mit ihren schriftlichen Zusendungen besuchten.

Frau Wolter trat rasch, wie sie in Allem war, herein; man sah es ihr an, daß sie gern etwas für ihren lieben Herrn that, und wenn es auch nur in der Ueberreichung eines kleinen papiernen Packets bestand; denn diese gute Frau glaubte, wie so viele Leute ihrer Bildung glauben, ein Brief, an einen einsam lebenden Mann gerichtet, könne nur einen angenehmen Inhalt haben. Anders dagegen dachte Herr Brand und wir kennen ja aus seinen eigenen Worten die Gefühle, die ihn ergriffen, wenn er un-

erwartet einen Brief oder wohl gar einen von fremder Hand erhielt.

Diesmal aber schien seine Besorgniß, wenn er solche gehegt, umsonst gewesen zu sein. Denn kaum hatte er einen Blick auf die Aufschrift geworfen, so leuchtete sein Auge ruhiger auf und seine krampfhaft verzogenen Gesichtsmuskeln kehrten in ihre gewöhnliche sanfte Lage zurück. „Aus Leipzig!“ sagte er. „Ah! Es ist gut, Frau Wolter!“

„Kommen Sie denn heute nicht herunter, Herr Brand?“ fragte die Frau wohlmeinend — „es ist ja so herrliches Wetter“ —

„Gewiß, gewiß, beste Frau; erst will ich nur den Brief lesen, dann werde ich Sie unten im Freien begrüßen.“ Und er schloß hinter der abgehenden Haushälterin wieder sogleich die Thür. Noch hielt er den Brief in der Hand und betrachtete ihn sinnend. „Aber es ist dennoch ungewöhnlich,“ fuhr er in seinem Selbstgespräch fort, „daß mir der gute Mann schon heute schreibt. Nur Montags treffen seine Geschäftsbriefe sonst ein und heute ist erst Sonnabend. Was hat das zu bedeuten?“

Und langsam öffnete er den geflügelten Boten und schlug das Papier aus einander. Sobald er aber die ersten Zeilen überflogen, beruhigte er sich

ganz und las immer bedächtiger weiter. Plötzlich aber, er war beinahe bis zum Ende gelangt, hielt er inne, lächelte und warf das Papier auf den Tisch. „Was doch die Menschen neugierig sind!“ rief er beinahe lustig aus. „Ja, so sind sie alle! Ich bin beinahe auch neugierig, zu wissen, was sie sich unter einem Schriftsteller denken, wie sie ihn sich in ihrer sonderbaren Phantasie vorstellen. Und wir sind doch so gebrechliche und fehlerhafte Menschen, wie alle anderen. Was wollen sie nur von mir?“ Und er blieb eine Weile sinnend stehen; endlich nahm er den Brief noch einmal auf und las ihn zum zweiten Mal. Der Eingang desselben handelte von dem bereits vorgeschrittenen Druck seines neusten Werkes. Schließlich aber sprang der Schreiber auf einen anderen Gegenstand über, und wir wollen die Worte, über die unser Freund sich vorher so verwundert äußerte, hier wiederholen, weil sie für die Entwickelung unserer Erzählung von Wichtigkeit sind.

„Und nun, mein lieber Herr Brand, muß ich „Ihnen noch einmal mit einer Anfrage beschwerlich „fallen, die Sie mir schon vor einigen Monaten „verneinend beantwortet haben. Ich thue dies um „so lieber, weil Sie sich seit jener Zeit vielleicht

„eines Anderen besonnen haben und heute geneigter „sind, mir meinem Wunsche gemäß eine zustim- „mende Antwort zu Theil werden zu lassen. Ich „habe Ihnen schon oft meine Freude darüber zu „erkennen gegeben, daß Ihre Bücher ein so großes „Interesse beim lesenden Publikum erregen, und „daß dieses Interesse von Tage zu Tage im Wach- „sen begriffen ist, bestätige ich Ihnen heute aber- „mals. Daß dies nicht allein zu meinem Vortheil, „sondern auch zu dem Ihrigen gereiche, ist, wie „Sie wissen, stets mein Wunsch und meine Hoff- „nung gewesen. Auch wissen Sie, daß von ver- „schiedenen Seiten her wiederholt Anfragen an mich „gerichtet sind, wer der unbekannte Verfasser der „gern und viel gelesenen Schriften sei? Sie haben „mir von Anfang an untersagt, Ihren Namen „irgend Jemandem zu nennen, und bis jetzt habe „ich Ihnen mein gegebenes Versprechen treulich „gehalten. Diese Anfragen aber vermehren und „verdoppeln sich jetzt mit jeder vorschreitenden Woche „und namentlich von einer Seite her dringt man „entschieden in mich, Ihren Namen, Wohnort und „sonstige Verhältnisse fernerhin nicht unbekannt zu „lassen. Gestatten Sie mir nun auch heute nicht, „Ihren Namen wenigstens einigen Auserlesenen zu

„nennen? Ich für meine Person sehe keinen Nach-
„theil daraus hervorgehen, wenn man erfährt, wer
„der gepriesene Unbekannte ist, der die Welt mit
„seinen Dichtungen und Erfahrungen eben so an-
„genehm wie lehrreich unterhält. Ihre Gegner sind
„verstummt; von dieser Seite also haben Sie auch
„nichts zu besorgen, und es kann Ihnen doch nur
„ein Vergnügen bereiten, wenn Freunde oder wohl-
„gesinnte Fremde so lebhaften Antheil an Ihrer
„Person nehmen, wie es bereits mit Ihren Leistun-
„gen der Fall ist. Ich will Sie nicht drängen,
„mir aus persönlicher Anhänglichkeit die Genug-
„thuung zuzugestehen, die ich empfinden muß,
„wenn ich einen Mann namentlich bekannt machen
„darf, mit dem ich schon so lange und eng ver-
„bunden bin; aber ich halte es für meine Pflicht,
„Ihnen zu eröffnen, daß die Welt noch größeren
„Antheil nimmt, wenn sie weiß, wer ihr Liebling
„ist, wie er heißt und was sie vielleicht künftig von
„ihm zu erwarten hat. Erlauben Sie mir ein
„dichterisches Gleichniß einzuschalten, welches Sie
„selbst niedergeschrieben haben, aber ich schmeichle
„mir, Ihre eigenen Gedanken werden meinen Wün-
„schen in Erlangung dessen beistehen, was ich jetzt
„bestimmt von Ihnen erwarte. „Wenn eine dünne,

„leichte, kaum sichtbare Wolke,“ haben Sie in ei-
„nem Ihrer Bücher gesagt, „segnenden Regen spen-
„det, so erheben wir verwundert das Haupt und
„fragen: Woher kommt das? Wir sehen ja nichts,
„was die köstlichen Tropfen giebt! Ist diese lieb-
„reiche Wolke aber sichtbar, und mag sie auch
„trübe und finster erscheinen, so kennen wir doch
„die Quelle des erbetenen Segens und freuen uns
„dankbaren Sinnes doppelt darüber.“ — Und nun,
„also? Soll ich, darf ich? Versagen Sie mir dies-
„mal die Freude nicht, ich bitte Sie herzlich darum;
„erlauben Sie mir, Ihren Namen auszusprechen,
„den ich selbst so ehre und liebe, wie ich nur einen
„befreundeten und wohlwollenden Menschen ehren
„und lieben kann. Fünf Jahre ist eine hinreichend
„lange Zeit, unbekannt und ungefeiert geblieben zu
„sein; lassen Sie die Maske fallen, zeigen Sie sich,
„wie Sie sind, und Sie werden sehr bald die Ein-
„sicht gewinnen, daß ich zu nichts Schlimmem oder
„Unbesonnenem gerathen habe. Ich sehe Ihrer
„neuesten Entschließung mit Spannung entgegen und
„verhehle Ihnen nicht, daß ich diesmal von Ihnen
„zu hören erwarte, was ich so lange und wiederholt
„vergeblich gewünscht habe. Herzlich aber grüßt
„Sie wie immer Ihr ergebenster N. N.

„Und er irrt sich doch!“ rief der uns wohlbekannte Autor aus, als er den Brief zu Ende gelesen, „er irrt sich gewaltig! Warum quält mich der gute Mann so unabläßig, was kann er von meiner Enthüllung für Vortheil haben, wenn sie mir nicht behagt? Nein, nein, nein, es behagt mir nicht, mehr Antheil zu erwecken und lauter gefeiert zu werden, als schon geschehen ist. Ich will nicht bekannt und genannt sein — ich bin glücklich in meiner Namenlosigkeit gewesen, wie ich es nur sein kann, Niemand vermag mir mehr zu bieten, Niemand, sage ich, und ich sehe nicht ein, warum ich gegen meine Gefühle und Ansichten etwas thun soll, so lange ich es noch verhindern kann!“

Und er wollte sich sogleich an den Schreibtisch setzen und den Brief abermals ablehnend beantworten, als er sich eines Anderen zu besinnen schien.

„Es hat Zeit,“ sagte er, „warum soll ich mich beeilen? Der Tag ist so schön und die beste Zeit verstreicht, ihn zu genießen. Und heute, jetzt wenigstens, will und muß ich ihn genießen.“ Und rasch hatte er sich entschlossen, das Zimmer zu verlassen, als fürchte er, der offen da liegende und ihn gleichsam bittend anschauende Brief möchte Gewalt über ihn bekommen und zur augenblicklichen Beantwortung drängen. Ei-

lig ergriff er seinen Strohhut und den Stock, den er immer trug, und stieg die Treppe hinunter. Freundlich nickte er unten seiner Wirthin zu, die ihn im Freien willkommen hieß und, wie sie gewöhnlich that, auf den reinen blauen Himmel und das leuchtende Grün des Waldes aufmerksam machte.

„Ja, es ist schön!“ rief er und überflog, auf der Anhöhe vor'm Hause stehend, den schweigenden See und die im Sonnenschein blinkenden Wälder jenseits desselben. „Es ist sogar sehr schön, heute Morgen. Ich werde nachher im Freien zu Mittag essen. Für's Erste aber will ich mich ein wenig auf's Wasser begeben und meinen Armen auch eine kleine Arbeit gönnen.“

„Das ist recht, Herr Brand. Nun, hat der Brief eine gute Nachricht gebracht?“

„O ja — wie man es nehmen will!“ Und er schritt mit seinem gewöhnlichen elastischen Schritte den kleinen Fußpfad hinab, der an's Ufer führte, und bald saß er im Nachen und ruderte kräftig in den See hinein, in dessen Mitte er halten blieb und sich in die wohlthuenden Betrachtungen der schönen Umgebung verlor.

Als einige Stunden später das Mittagsessen wie verabredet, im Freien eingenommen und Moritz

Brand wieder in sein Zimmer zurückgekehrt war, setzte er sich sogleich vor den Schreibtisch, um den heute empfangenen Brief ohne Verzug zu beantworten. Denn das war ihm seit Jahren zur Gewohnheit in Handhabung des Briefwechsels geworden. Jedes einlaufende Schreiben wurde auf der Stelle erwidert, so häuften sich die Arbeiten nicht und das Interesse bei der Antwort war immer gleich rege und frisch. Was seine heutige Erwiderung betraf, so hatte sich sein zuerst gefaßter Entschluß auf keine Weise geändert; er antwortete dem Leipziger Buchhändler freundlich, aber bestimmt, er müsse auf seinem einmal gefaßten Entschlusse beharren, nicht aus Eigensinn oder Laune, sondern zufolge reiflicher Ueberlegung und stets befolgten Grundsatzes. Es thue ihm leid, wenn dieser Bescheid den Erwartungen des Geschäftsfreundes nicht entspreche, noch weniger wolle er ihm damit zu nahe treten, allein seine Verhältnisse seien einmal der Art, daß sie ihm dies und kein anderes Verfahren gestatteten.

Als diese Benachrichtigung an den Ort ihrer Bestimmung abgegangen war, fühlte sich der Absender derselben wieder einigermaßen beruhigt. Er hatte, seiner Meinung nach, einen abermaligen Eingriff in seine einsame Lebensweise und sein geheimnißvolles

Treiben abgewandt und jetzt glaubte er sich vor allen weiteren Aufforderungen ähnlicher Art gesichert; daher setzte er sein gewohntes Leben in althergebrachter Weise fort. Aber er sollte sehr bald die Einsicht gewinnen, daß er sich diesmal bitter getäuscht hatte, falls er die Rechnung für abgeschlossen gehalten. Denn kaum etwas mehr als eine Woche war vergangen, und er kehrte gerade von einem längeren Spaziergange heim, als Frau Wolter mit lächelndem Gesicht, schon draußen vor der Thür ihm entgegen trat. Halb neckisch, halb scherzend, hielt sie beide Hände auf dem Rücken, und dem einsamen Wanderer, der kurz vorher an einige wichtige Ereignisse seiner Vergangenheit zurückgedacht, fiel ihr Benehmen schwer auf die Seele, indem er unwillkürlich an die barmherzige Schwester Martha im Kloster zu Warschau denken mußte, die ihm auch mit einem aufgefundenen Briefe eine große Freude zu bereiten gedachte und ihm gerade dadurch wider Willen den empfindlichsten Schlag seines Lebens versetzte.

„Nun, was giebt's, Frau?“ fragte der Ankommende, der vom Gehen erhitzt war, ernster und strenger, als er gewöhnlich that. „Ist wieder etwas vorgefallen? Heraus damit, ich habe heute keine Neigung, meine Zeit mit vielen Worten zu verbringen.“

„Wie Sie doch heute so böse sind, Herr Brand — und ich dachte Ihnen doch eine Freude zu machen.“

„Nun, so lasset sie nur los — ich warte ja schon darauf!“ Und er mußte unwillkürlich über das verschmitzt gutmüthige Gesicht der ehemaligen Küsterfrau lächeln, die dadurch schnell von ihrem leichten Kummer befreit wurde.

„Ja,“ rief sie, sichtlich erheitert, — „rathen Sie, was es Neues giebt!“

„Ist wieder Besuch dagewesen?“

„Nein — das war falsch gerathen — aber, sehen Sie einmal hier — da ist schon wieder ein Brief — da!“

Und rasch nahm er ihr den Brief aus der Hand, den sie ihm hinhielt, und überflog mit ängstlichem Gesichtsausdruck seine Adresse. „Aus Leipzig!“ rief er sogleich. „Schon wieder! Was giebt es denn so Wichtiges! Aber was ist das — der ist ja doppelt so schwer, wie gewöhnlich!“ Und langsam, bedächtig, von bitterer Ahnung im Inneren bedrückt, schlich er seine Treppe hinauf und verschwand den Augen der ihm verwundert nachschauenden Frau.

Als der Umschlag vom Inhalte entfernt war, fand Moritz Brand zwei Briefe vor. Der eine kam

von dem Buchhändler, der andere, in feines Papier mit goldener Verzierung eingeschlossen, mit einem unbekannten Wappen versiegelt und von eben so unbekannter Hand beschrieben, zeigte die Aufschrift: An den Verfasser der Reisebilder u. s. w. Wie vor einem neuen drohenden Schlage wich der Empfänger vor dieser nie gesehenen Handschrift zurück. Er warf den Brief auf den Tisch und vermied es sichtbar, seine von Besorgniß umschleierten Augen darauf zu richten. Der Brief des Leipziger Freundes aber, den er sogleich las, lautete folgendermaßen:

„Ich muß Sie leider noch einmal mit unserer „alten Verhandlung belästigen, mein lieber Herr „Brand, so ungern ich es auch Ihret= wie mei„netwegen thue, denn Sie haben mir in Ihrem „geehrten letzten Schreiben eine so ernstliche Ab„lehnung meiner Bitte zu Theil werden lassen, daß „ich mich ferner nicht aus eigenem Antriebe an eine „Erneuerung derselben gewagt hätte. Indessen, man „zwingt mich dazu, noch einmal an Sie in der„selben Angelegenheit zu schreiben, indem man mich „bittet, beikommendes Schreiben in Ihre Hände „gelangen zu lassen, welche Aufgabe ich hiermit „pflichtschuldigst erfülle. Sie sehen, man ist nicht

„weniger hartnäckig und verfolgt das vorgesteckte „Ziel mit eben so viel Eifer, als Geduld, und, „wie es scheint, von eben so eingewurzelten Grund- „sätzen ausgehend, wie Sie selber. Im Uebrigen „habe ich heute nichts Neues zu melden und bleibe „wie immer Ihr ergebener N. N.

Mißmuthig bewegte sich der also Bedrängte in seinem Zimmer hin und her. Er wußte in der That nicht, was er thun, wie er sich in diesem noch nicht dagewesenen Falle benehmen sollte. Niemals war er ein Freund von Zwangsmitteln, weder materiellen, noch moralischen, gewesen, und hier versuchte man eins der letzteren an ihm selber. „Wenn ich diesen duftenden Brief," sagte er zu sich, „nun den Flammen überlieferte, dann bliebe ich wahrscheinlich auf lange Zeit verschont vor allen ähnlichen Aufdringlingen. Wahrscheinlich! Auf eine gewisse Zeit — freilich! Aber da sie so weit gegangen sind und sich so viele Mühe gegeben haben, gehen sie vielleicht noch weiter, was mir dann noch beschwerlicher wird. Es ist ein eigenes Ding mit der aufdringlichen Ergebenheit der Menschen, man ist vor ihr nicht sicherer, als vor der Anfeindung Leichtsinniger und Böser. Ja, es giebt auch edele Bettler, die uns in die Enge trei-

ben, und denen wir geben müssen, ob wir wollen oder nicht. Aber was verlangen sie eigentlich von mir? Ich will versuchen, es mir klar zu machen. Sie kennen mich nicht. Gut. Darum wollen sie mich kennen lernen. Auch gut. Wenn das geschehen ist, was dann? Mich zur Seite werfen, wie ein unbrauchbares Stück Papier, nicht wahr? Und darum sollte ich von meiner guten Gewohnheit lassen, darum mich ihnen geneigt und willfährig zeigen? Nein, das verdienen die Menschen nicht an mir. Oder wollen sie mir vielleicht einen Besuch abstatten? Ich danke schon im Voraus. Sie können ihn sich ersparen, ich bin, wie ich einmal bin, kein Freund von Besuchen. Oder wollen sie mich gar, sie zu besuchen, verlocken? O, die Thörichten! Ich verlasse mein Haus nicht mehr, um mir in der trüben Welt ein anderes zu suchen. So gesichert, so geschützt vor allen Angriffen von Außen, so ruhig in mir, wie hier, bin ich nirgends. Und nun, was begehren sie sonst noch? Ihre Neugierde vielleicht zu befriedigen? Wollen sie mich etwa beschauen, wie man einen ausländischen Vogel zu beschauen geht? O, meine Herren, ich habe keine Klauen zum Fangen, keinen Schnabel zum Beißen, keine bunten Federn zum Bewundern! Aha! aber jetzt hab' ich's. Sie wollen mir süße, gleißnerische Worte

in die Ohren flüstern, um mein armes nüchternes Herz zu berauschen — o, thuet das nicht, Ihr Menschen, mir ist Wehe genug gethan; sparet Eure Worte, sie sind bei mir, was das Gezwitscher des Vogels in der Wüste ist, verloren, sie dringen nicht zu mir, ich bin taub, blind und — verlassen. Mit einem Wort, wenn es nicht das ist, weiß ich nicht, was sie von mir wollen — mögen sie daher warten!" —

„Eine schöne, männlich ausgeschriebene Handschrift!" sagte er nach kurzem Stillschweigen und nahm den Brief, der ihm so viele Unruhe machte, wieder zur Hand. „Diesmal aber hat ein Mann die Worte geschrieben, die mir gelten sollen, die freien Züge verrathen Charakter, Entschlossenheit, Würde — ja, ein edler Mann hat sie geschrieben, das sehe ich jetzt — es ist nicht das böse, arglistige, vornehm dünkelhafte Weib, wie damals — ach! woran mahnt mich dieser Brief — weg damit — heute mag und will ich ihn nicht lesen, mein Blut ist in Wallung und meine Seele in Nebel getaucht — bis morgen also!"

Und er las ihn wirklich an diesem Tage nicht. Er ließ ihn sogar uneröffnet auf dem Tische liegen. Als er Abends spät zur Ruhe ging, hatte er ihn beinahe vergessen; am nächsten Morgen dachte er erst wieder daran, als seine Blicke zufällig darauf fielen.

Er faßte ihn schärfer ins Auge — wunderbar! der Brief schien ihm in der Nacht gewachsen zu sein. Seine Umhüllung däuchte ihm feiner, ätherischer, wenn man so sagen darf; die in seinem Innern enthaltenen Schriftzüge leuchteten ihm durchsichtiger nach Außen entgegen. Jedenfalls befand er sich heute in einer sanfteren, gleichmäßigeren Gemüthsstimmung. Er nahm ihn in die Hand und wog ihn. O, wenn man doch den Inhalt jedes Briefes am Gewicht erkennen könnte, das er, seinem geistigen Wesen wie ein wuchtiges Fluidum entströmend, in der prüfenden Hand zurückließe! „Dennoch leicht, sehr leicht!" sagte er bitter. „Es ist nur Papier, was darin steckt, und ich glaubte schon, es wären Gedanken, Empfindungen — ach, die fallen schwerer ins Gewicht. Ich fühle auch heute keine Lust, das unbekannte Glück zu entziffern, welches man mir damit zukommen zu lassen ohne Zweifel sich einbildet. Nein — noch ist nicht die Zeit dazu da; warte, mein Freund, auf eine günstigere Stunde." Und er legte den für ihn so bedeutungsvollen Brief abermals hin und begab sich an seine gewöhnliche Beschäftigung.

Am zweiten Tage endlich war er milde gestimmt genug, um nichts Arges mehr zu denken, vielmehr war er geneigt, den Inhalt des unerbrochenen Schrei-

bens für etwas höchst Gleichgültiges zu halten. „Und wenn es weiter nichts ist, als das,“ sagte er zu sich, „dann sehe ich nicht ein, warum ich ihn nicht wenigstens lesen sollte. Behagt er mir nicht, nun, so werf' ich ihn fort, wie ich schon so Vieles fortgeworfen, behagt er mir wider Erwarten — nun — dann wollen wir sehen!“ Und er erbrach ihn schnell, als wolle er den günstigen Augenblick nicht ungenutzt vorüber lassen, und las langsam, bedächtig und mit wachsendem Erstaunen, in welches sich, er wußte nicht, wie es geschah, nach und nach eine Art geheimnißvoller Sympathie mischte, den einfachen Inhalt. Dieser aber lautete folgendermaßen:

„Hochzuverehrender Herr!

„Möchten Sie mit Güte und Nachsicht die fol„genden Zeilen aufnehmen, welche ich, obgleich im „Auftrage anderer Personen, doch voll eigener Ver„ehrung für Sie, und deshalb eine Indiskretion „um so mehr fürchtend, an Sie zu richten wage.

„Wiederholt sind Ihre vortrefflichen Arbeiten, die „Sie der Welt in so mancherlei Form seit Jahren „geliefert haben, Arbeiten, in denen sich die schärfste, „feinste Charakterzeichnung mit den spannendsten „Lebenslagen und der tüchtigsten, reinsten und edel„sten Gesinnung verbindet — eine in unseren Ta-

„gen leider! höchst seltene Erscheinung — bei uns „gelesen und besprochen worden.

„Es ist natürlich, daß Werke von so bedeuten- „dem Inhalte, von solcher geistigen Höhe und „Tiefe den innigsten Wunsch erregen, sowohl den „wirklichen Namen des Verfassers, wie die übrigen „Verhältnisse, in denen er sich bewegt, kennen zu lernen.

„Verehrtester Herr! Wären Sie so überaus gü- „tig, das Zudringliche, welches in der Bitte liegt, „über Obiges einen Aufschluß zu ertheilen, freund- „lichst zu vergessen und die ersehnte Auskunft in „Geneigtheit nicht vorzuenthalten, so würden Sie „dadurch zwei verehrungswürdige, vortreffliche Da- „men, die jeder gegebenen Aufklärung mit mir das „strengste Geheimniß zusichern, eine außerordentlich „große Freude bereiten.

„Jedenfalls gestatten Sie mir, Ihnen nochmals „die hohe Verehrung aussprechen zu dürfen, von „welcher ich tief durchdrungen bin und mit der ich „mich zeichne

Ihr

ganz ergebenster Diener

Schloß Dingelstein, Friedrich von Stahr,

Provinz .... Haushofmeister Ihrer Erlaucht,

der Gräfin von Dingelstein.

Der Leser war von dem Inhalte des Briefes von unbekannter Hand nicht so gleichgültig berührt, oder wohl gar verletzt, wie er kurz vorher vielleicht vermuthet hatte. Stumm und ernst blickte er auf die wohlgeformten Schriftzüge und überlas ihren Inhalt mit steigendem Interesse mehrere Male hinter einander. Sein Herz wurde sogar weicher und weicher gestimmt, je genauer er die einzelnen Gedanken und Worte abwog und endlich las er mehr zwischen als in den Zeilen, wie wir wohl thun, wenn wir uns ihren Inhalt nicht ganz erklären können und doch eine geheimnißvolle, unausgesprochene Deutung darin zu liegen scheint. Endlich sagte er, wie gewöhnlich im halblauten Selbstgespräche: „Es ist sonderbar! Der unbekannte Schreiber flößt mir mit seinen warmen Worten nicht den vorher gefürchteten Widerwillen ein; er lobt mich zwar sehr, und das sollte mich bedenklich gegen die Aufrichtigkeit seiner Herzensergießung stimmen, aber ich weiß nicht, wie es kommt, sein Lob thut mir wohler, als alles Uebrige, was ich bisher in Folge meiner schriftstellerischen Thätigkeit eingeärndtet habe. Jedenfalls ist es ein braver Mann, der diese Zeilen geschrieben hat, das sagt mir einmal die Handschrift und dann ein gewisses unnennbares Etwas, welches weniger in den Ausdrücken und Wen-

dungen liegt, als es wie ein geistiger Duft über und zwischen den Worten zu schweben scheint. Aber wie? Zwei hochverehrungswürdige Damen? — Hm! damit kann er doch nur alte Damen meinen, denn verehrungswürdig ist ein Attribut eines gewissen Alters — ich denke mir das wenigstens so. Oder ist es vielleicht die reine Neugierde, was das schöne Geschlecht zu wissen treibt, wer ich bin und wie ich heiße? Das sollte mir ihretwegen leid thun, denn sie werden nicht viel erfahren, und am wenigsten das, was sie so gern wissen zu wollen scheinen. Aber es ist wohl, diesen Damen gegenüber, der Höflichkeit gemäß, wenn ich diesen freundlichen Brief beantworte. Gut, das soll geschehen, und zwar sogleich, denn ich habe nicht immer die Laune dazu, die ich jetzt habe, und der gute Eindruck, den dieser Brief auf mich gemacht, könnte durch andere Einflüsse wieder verloren gehen. Ja! Aber ich möchte auch wohl wissen, wer dieser Graf, oder diese Gräfin Dingelstein ist, und wo eigentlich das Schloß gleichen Namens liegt."

Und er setzte sich sogleich an seinen Schreibtisch und schrieb an den Buchhändler in Leipzig folgende Worte:

„Mein lieber Freund! Ihr letztes Schreiben nebst „Inhalt habe ich richtig empfangen und sage Ihnen

„meinen Dank für die gütige Besorgung beider.
„Können Sie mir aber nicht einige Auskunft über
„den Grafen oder die Gräfin Dingelstein geben?
„Schreiben Sie mir recht bald, was Ihnen von
„beiden bekannt ist und gehen Sie mit mir so auf-
„richtig darüber zu Werke, wie Sie mich in un-
„seren übrigen Verhältnissen fast zu freundlich ver-
„wöhnt haben. Ich werde übrigens das Schrei-
„ben des Herrn von Stahr beantworten, sobald
„ich Ihre Erwiderung dieser Zeilen erhalten habe."

Bevor wir uns aber zu dem zweiten Briefe wenden, den Moritz Brand, voller Ungeduld und gegen seine erste Absicht, ohne die Antwort aus Leipzig zu erwarten, noch an demselben Tage schrieb, wollen wir diese Antwort zuerst mittheilen, die aus Leipzig pünktlich wie gewöhnlich, das heißt umgehend, einlief.

„Mein lieber Freund," schrieb der Leipziger Buchhändler, „ich freue mich sehr, daß Sie meine letzte
„Sendung mit größerer Befriedigung aufgenommen
„haben, als nach Ihrem geehrten früheren Schrei-
„ben und Ihrer Abneigung gegen die begehrten Auf-
„schlüsse über Ihre Person zu vermuthen war." —

„Oho!" unterbrach sich hier der Leser und fügte sogleich laut lachend hinzu: „Was denkt der gute

Mann! Glaubt er vielleicht, ich werde ohne Weiteres hinschreiben, wer und was ich bin, wie ich auf die Welt gekommen und was ich Alles darin erlebt habe? Doch, lesen wir weiter!“

„Ich selbst weiß über die Familie Dingelstein sehr „wenig, aber einer meiner Geschäftsfreunde, der „vor mehreren Wochen in der Nähe von Dingel„stein gewesen ist, sagt mir, daß die reichsgräfliche „Dingelstein'sche Familie eine sehr alte, hochacht„bare und angesehene ist, die zu den früheren Reichs„unmittelbaren gehört und erst vor nicht langer „Zeit ihre Souverainetät gegen eine bedeutende Apa„nage von Seiten Ihres Monarchen ausgetauscht „hat. Außerdem aber ist sie reich genug, um so„gar ohne jene Apanage noch immer fürstlich leben „zu können. Von der Gräfin Dingelstein konnte „ich nichts erfahren; der Graf selbst aber, der noch „lebt, soll ein gebrechlicher alter Herr sein, der, „von aller Welt abgelöst, auf seinem uralten Schlosse „haust und nur mit sehr wenigen Menschen seines „Alters und Standes verkehrt. Er stammt aus „einer Seitenlinie der Dingelsteins und hat erst vor „wenigen Jahren seinen jetzigen Besitz angetreten. „Das Schloß selbst liegt in einer der reizendsten

„Gegenden Deutschlands, auf den Ausläufern des „... Gebirges, oberhalb des Städtchens gleichen „Namens. Die nächste große Provinzialstadt ist ... „Das ist Alles, was ich weiß oder erfahren konnte, „nun thun Sie, was Ihnen gut dünkt und neh„men Sie meine besten Wünsche für einen guten „Erfolg der neuen Bekanntschaft entgegen. Mit „althergebrachter Ergebenheit

Ihr N. N."

XIII.

Ein Briefwechsel zwischen Unbekannten.

Mit einer ungewöhnlichen Hast, die er sich selbst wohl nicht genau entziffern mochte, begab sich unser Einsiedler an die Beantwortung jenes unerwarteten Briefes selbst. Er hegte nicht die Absicht, wie wir wissen, Aufschlüsse irgend welcher Art über seine Person zu geben, und dennoch war gerade jene Hast selbst die Ursache, daß er mehr gab, als er wollte. Das sah er erst ein, als es bereits zu spät war, das Gegebene zurückzunehmen, das heißt, als Peter, der Jägerbursche aus dem Forsthause, mit dem ihm anvertrauten Briefe nach Nedlitz hinübergerudert war, um ihn auf das ländliche Postamt daselbst zu tragen. Denn anstatt seine Antwort an den Verleger in Leipzig zu senden und durch diesen an ihren Bestimmungsort gelangen zu lassen, schrieb er direkt an den Haus=

hofmeister der Gräfin und setzte sogar, ob absichtlich, ob nicht, wissen wir nicht, seinen Namen und Wohnort darunter, wie wir sogleich sehen werden. Die Worte selbst aber, die er schrieb, lauteten folgendermaßen:

„Mein Herr! Ihre freundliche Zuschrift kam mir, „wie Sie gewiß glauben werden, höchst unerwar- „tet, aber zudringlich halte ich deshalb Ihre Bitte „nicht. Nur hege ich nicht die Hoffnung, daß Sie „sich mit der Antwort, die ich Ihnen geben kann, „befriedigt finden werden, eben so wenig die hoch- „zuverehrenden Damen, von denen Sie in Ihrem „Schreiben zu sprechen mir die Ehre erweisen. Denn „meine Verhältnisse und mein Name sind nicht der „Art, daß sie irgend einen Menschen von Stande, „der Verlangen trägt, sie kennen zu lernen, be- „friedigen oder erheitern könnten. Ich bin kein vor- „nehmer, sondern ein sehr einfacher, sogar armer „Mann bürgerlichen Standes. Nichts an mir ist „von irgend einer Bedeutung; meine Stellung ver- „leiht mir kein Ansehen und keine Macht, ich bin „Alles, was ich bin, durch Gottes unerforschlichen „Rathschluß und meine eigene Kraft, also vollkom- „men mein eigener Herr. Das, mein Herr, ist

„das Hauptsächlichste und für mich Bedeutungs„vollste, was ich Ihnen über mich selbst sagen „kann. Aber es ist auch fast Alles, was irgend „ein Interesse für Sie oder für Andere hervorrufen „könnte. Was mein Inneres anbetrifft, so ist das„selbe zwar von Schmerzen und Kümmerniß man„cherlei Art gebeugt, meine Hoffnungen sind früh„zeitig vom Leben getäuscht und gebrochen worden, „und deshalb eben habe ich mich von der Welt, „in der ich von Allem, was einem Menschen lieb „und werth sein kann, verlassen stehe, zurückgezo„gen, um mir selbst und meinen Studien allein zu „leben. In diesem meinem Verhältniß bin ich zu„frieden, ja, wenn es Ihnen Vergnügen macht, „es zu hören, bin ich glücklich, denn ich wünsche „nichts mehr, als das zu behalten, was ich habe, „da ich der Natur meines Inneren und der Lage „meiner Verhältnisse nach nichts weiter haben kann. „Was meine Theilnahme an dem Beifall der Welt „betrifft, den sie etwa an mir nehmen könnte, so „habe ich mich auch darin beschieden, denn die Ge„schicke Anderer sind mir frühzeitig gleichgültig ge„worden und aus diesem Grunde sehe ich es gern, „wenn man eben so gleichgültig an mir vorüber „geht. Das ist kein Ruhm und keine edle Denkungs-

„weise, werden Sie vielleicht sagen, mein Herr, „aber ach! Sie freilich können das Leben nicht von „der Seite betrachten, von welcher ich es vor oder „vielmehr hinter mir liegen sehe. Eben jene meine „früheren Lebensverhältnisse gebieten mir, fernerhin „der Welt auf jederlei Weise unbekannt und fremd „zu bleiben, denn noch nie ist, meines Wissens, „Jemand durch die Gaben dieser Welt zufriedener „und glücklicher geworden, wenn er an und in sich „schon zufrieden und glücklich war. Das Alles aber, „mein Herr, verbietet mir nicht, mich über den „Antheil zu freuen, den Sie und Andere an mei„nen Arbeiten genommen haben, ja, ich danke so„gar Gott dafür, daß er mir die Gabe verliehen „hat, einigen wenigen guten und nachsichtsvollen „Menschen ein paar frohe Stunden bereiten zu können.

„Im Uebrigen aber habe ich die Ehre, mich mit „vollkommener Hochachtung zu nennen

Ihren ergebensten Diener
Moritz Brand.

Krampnitzsee bei
Potsdam.

Kaum war, wie gesagt, dieser Brief abgesandt und vielleicht schon auf dem Wege nach seinem Be-

stimmungsort, so bedauerte der Absender die Uebereilung, mit der er zu Werke gegangen war. Allein es war zu spät, dieselbe ungeschehen zu machen. Anfangs befand er sich darüber in ungewohnter Aufregung und Unruhe, die indessen bald wieder seiner gewöhnlichen, durch nichts unterbrochenen stillen Lebensweise wich. Und als nun acht und mehr Tage vergangen waren und der Vorfall selbst allmälig im Nebel der Vergangenheit zu verschwinden anfing, da stellte sich jenes beneidenswerthe Gleichgewicht in seinen Gefühlen und Gedanken wieder her, welches das unantastbare Eigenthum und Erbtheil einer schuldlosen Seele ist und schon früher nach heftigeren Lebenserschütterungen so viel zu seiner jetzigen geistigen Ruhe und Zufriedenheit beigetragen hatte.

Etwa zehn Tage aber mochten vergangen sein, Moritz Brand hatte den schmeichelhaften Brief und die sonderbare Anfrage darin beinahe vergessen, als er in seinem kleinen Zimmer vor seinem Schreibtische saß und seine neuste Arbeit mit der kleinlichen Sorgfalt eines liebenden Vaterherzens durchsah. Dabei war er so sehr in Nachdenken vertieft, daß er nicht bemerkte, wie in diesem Augenblick ein Nachen von Nedlitz her über den See ruderte und an der alten Weide unten vor seinem Hause anlegte. Kurz darauf

klopfte Frau Wolter in ihrer gewöhnlichen Weise an die Thür des Einsiedlers, so daß dieser den Störer seiner Ruhe und seines Nachdenkens auch heute schon aus der Ferne an diesem Klopfen erkannte.

„Was giebts?“ lautete wie immer seine Frage der außerhalb wartenden Frau entgegen.

„Ein Brief, Herr Brand. Der Landbote hat ihn eben herübergebracht.“

Der bisher so ruhige Arbeiter sprang bei dieser Meldung so heftig von seinem Stuhle auf, als hätte ihn eine stählerne Feder emporgeschnellt.

„Ein Brief?“ rief er verwundert und doch ziemlich erfreut aus und öffnete wider seine Gewohnheit sehr eilig die Thür.

„Ja, Herr, hier ist er. Es ist jetzt eine schreibselige Zeit.“

„Ja, Frau, das ist sie — gebt her — ah! aus Dingelstein! Es ist gut, bezahlt nur den Boten.“

„Er ist schon bezahlt; das hätte auf dem Briefe gestanden, sagt er, Herr Brand!“

„Ich sehe es — guten Morgen!“

Diesmal ließ der Empfänger den Brief nicht zwei Tage lang unberührt vor sich liegen und zerbrach sich auch nicht den Kopf über den Inhalt desselben — er kam ja von einem Bekannten! Hm! — Im

Gegentheil, er öffnete ihn sehr schnell, denn er hatte augenblicklich die schöne Handschrift des Herrn von Stahr wiedererkannt. Er stellte sich mit dem Rücken gegen das Fenster und las aufmerksam, Zeile für Zeile, Wort für Wort, das neue, wenn auch nicht erwartete, doch, wie es schien, nicht unwillkommene Schreiben, dessen Inhalt aber noch viel unerwarteter und wunderbarer war, als der des ersten.

„Geehrtester Herr!“ lautete es. „Ihre rasche, „im Ganzen und Einzelnen so gütige Erwiderung „meines, wie ich jetzt immer mehr einsehe, höchst „zudringlichen Schreibens, hat in unserem kleinen „Kreise die größte Freude und auch eine theilweise „Befriedigung wenigstens hervorgebracht. Sie sagt „zwar nicht Alles, was wir wünschten und erwar„teten, nicht Alles, was sie vielleicht sagen k o n n„t e, aber sie sagt immer Etwas und zwar etwas „Beruhigendes, Tröstliches, also Angenehmes.“

„Wie!“ unterbrach sich der Leser und schaute gedankenvoll an die Decke des Zimmers empor — „was habe ich denn Beruhigendes, Tröstliches und Angenehmes gesagt? Der gute Mann irrt sich ohne Zweifel. Ha! Der Brief ist doch an mich? Ja — da steht ja mein Name — Moritz Brand — am

Krampnitzsee bei Potzdam! O, ich sehe es — ich habe mich ihm wirklich ganz verrathen und in die Hände gegeben; nun kann er mich verfolgen nach Belieben und mir meine ganze schwer erworbene Ruhe nehmen — ich Thor! ich sitze vielleicht in einer sehr unwillkommenen Klemme!“ Aber er fuhr trotz dieser Klemme sogleich im Lesen des ausführlichen Briefes fort.

„Zufolge einer langen und eifrigen Berathung „nun, die nach sorgfältiger Prüfung aller Ihrer „werthen Mittheilungen stattgefunden, bin ich aber„mals beauftragt worden, Ihnen noch einmal mit „einer Bitte beschwerlich zu fallen, die ich sogleich „auszusprechen mir erlauben werde.

„Wir ehren und achten alle Ihre uns dargelegten „Gesinnungen und Gefühle und wünschen dieselben „auf keine Weise zu verletzen, aber Eins muß ich „Ihnen sagen, wir haben in Ihrem Schreiben „nichts Neues, nichts Unerwartetes gefunden.“ —

„Was will er damit sagen, ich verstehe ihn gar nicht!“ rief der Lesende aus.

„Entschuldigen Sie diese meine Aufrichtigkeit; „aber auch in Ihrer Erwiderung herrscht dieselbe „vor, ohne daß Sie es vielleicht selber wissen oder „wollen — und sie ist von einem fein fühlenden

„Herzen wohl verstanden worden. So wie Sie „sich selbst schildern, hat man Sie sich gerade vor„gestellt: verlassen von aller Welt, gebeugt von „mannigfachem Kummer und nur sich allein und „Ihren Studien hingegeben. Und gerade deshalb „hat man sich versucht gefühlt, mit Ihnen in nä„here Verbindung zu treten, denn gewissen edelen „Seelen ist es ein Bedürfniß, sich mit Gleichge„sinnten zu vereinen, zumal wenn sie von einem „ähnlichen Schicksal befallen sind und sich nicht „ganz glücklich in ihrer Lage fühlen. Und glück„lich, mein Herr, sind Sie nicht, trotzdem Sie „es selbst von sich sagen, ja, es geht aus Ihrem „Schreiben ganz deutlich hervor, daß Sie es viel „weniger sind, als Sie es sich vorzustellen scheinen."

„Was, will er mich besser kennen, als ich mich selber kenne?" unterbrach sich wieder der Lesende, der immer begieriger wurde, das seltsame Ende dieses seltsamen Anfanges zu erhaschen. „Wer hätte je so tief in mein Herz geschaut, als dieser gute Mann sich einbildet?" Und er blickte wieder in das Schreiben hinein und suchte die abgebrochene Stelle auf.

„Und nun," las er weiter, „auf diese Voraussetzung „fußend, mein Herr, gehen wir diesmal noch et-

„was weiter mit unserer Bitte, als in unserm er-
„sten Schreiben. Wir wollen nun nicht mehr Ih-
„ren Namen wissen, Ihre Verhältnisse und Ihren
„Wohnort erfahren, nein, wir wollen mehr! Mit
„einem Wort, wir wollen den Mann selbst und
„in Person sehen und kennen lernen, wir wollen
„ergründen, ob sein Aeußeres seinem vortrefflichen
„Innern entspricht, das uns, schon lange bevor
„wir seinen Namen wußten, mit seinen Gedanken,
„Empfindungen und Anschauungen so nahe getreten
„ist. Denn wenn man, so sagt meine freundliche
„Gebieterin, Ihre Erlaucht, die Gräfin Dingel-
„stein, die Leistungen dieses einsamen Mannes ge-
„nauer betrachtet, sie einzeln zergliedert und prüft,
„so findet man, daß seine Person jedenfalls eine
„bedeutende sein müsse, ob er nun bürgerlicher oder
„adliger Abkunft sei, worauf sie selbst weniger
„giebt, als man ihrer hohen Stellung nach ver-
„muthen sollte. Wenn man Ihre Bücher liest, so
„sagte sie mir noch heute, so ist dem Leser zu
„Muthe, nicht als ob er die Aussprüche eines
„Fremden, den Gedankengang oder die Anschau-
„ungsweise eines Unbekannten läse, sondern als ob
„man die eigenen Gedanken und Empfindungen,
„nur von einem Anderen vorgetragen und durch

„seine klarere Darstellung verkörpert und neu belebt, „vor sich sähe."

„Also noch einmal, mein Herr, wir müssen Sie „persönlich sehen und begrüßen, das ist eine Noth„wendigkeit geworden, die ich Ihnen mündlich wahr„scheinlich genauer auseinader setzen werde. Ent„schließen Sie sich also kurz; die Jahreszeit ist „günstig, das Wetter einladend, eine kleine Reise „wird Ihnen bei Ihrer gewiß großen Anstrengung „eben so ersprießlich wie wohlthuend sein. Besu„chen Sie die reizenden Gebirge in unserer Nach„barschaft, und wenn Sie dann das alte Schloß, „welches wir bewohnen, von irgend einem Gipfel „der benachbarten Felsen vor sich liegen sehen, so „denken Sie nicht allein, daß einige Ihrer Freunde „daselbst athmen, sondern überspringen Sie leiblich „den Zwischenraum, der uns trennt, wie Sie auch „jetzt, indem Sie dies lesen, ihn geistig übersprin„gen und mit Ihrer Seele mitten unter uns sind. „Lieben Sie es aber nicht, in ein fremdes Eigen„thum Ihren Fuß zu setzen, oder behagt Ihnen „der düstere Aufenthaltsort unseres Grafen nicht, „so bestimmen Sie gütigst einen dritten neutralen „Ort in unserer Nähe, wo sie mich wenigstens „treffen können. Sie sehen, wir erleichtern Ihnen

„jeden Schritt auf das Freundlichste! Sagt Ihnen „das Schloß Dingelstein aber zu — den Grafen „selbst werden Sie wohl nicht zu sehen wünschen, „da er beständig krank ist, stets für sich allein lebt „und nur selten mit Fremden in Berührung tritt „— so würde uns dieser Entschluß allerdings der „angenehmste sein. Sie sollen in keiner Ihrer Ge„wohnheiten bei uns gestört werden. Unbelästigt, „aufmerksam bedient, sollen Sie das einsamste „Zimmer bewohnen und den belohnendsten Blick „in die nahen Gebirge und Thäler genießen. Sie „werden es romantisch und schön bei uns finden, „selbst wenn Sie an Romantischeres und Schöne„res gewöhnt wären. Da sollen Sie arbeiten, da „sollen Sie denken und schreiben können, so viel „Sie wollen und so oft Ihre Neigung Sie treibt, „und nur die wenigen Stunden, die Sie uns aus „eigenem Wohlwollen schenken, werden die einzigen „sein, welche Sie etwa hier verlieren könnten. „Sollten Sie aber gegen alle unsere Erwartung „durch Neigung oder Schicksal so sehr Einsiedler „geworden sein, daß Sie auf keine Weise wünschen, „Ihren jetzigen Wohnort zu verlassen und andere „Menschen zu sehen, oder sollten Sie nur an Ih„res Gleichen Antheil nehmen, o so hören Sie,

„was man mir besonders aufgetragen hat, Ihnen „mitzutheilen, daß — daß auch wir Einsiedler „aus Neigung und Schicksal sind, die zwar ihrer „Stellung zur Welt wegen nicht immer allein und „ohne allen Verkehr bleiben, aber doch aus eige- „nem Antriebe, aus ureigenem Gefühle und Wun- „sche am liebsten unter uns oder mit einem ver- „trauten Freunde zu leben geneigt sind.

„Soll ich noch mehr hinzufügen, um Sie zu einer „so kurzen Reise zu überreden, oder habe ich genug „gesprochen, um Ihre Beistimmung zu gewinnen? „Nein, ich will nichts mehr sagen, einem Manne, „wie Sie sind, braucht man eine Sache nur ein- „mal klar darzulegen, um sie ihm verständlich und „zugänglich gemacht zu haben. Alles weitere Bit- „ten und Drängen würde bei ihm vergeblich sein. „Also kommen Sie, kommen Sie bald, ehe der „kalte Verstand das warme Herz mit seinen Spitz- „findigkeiten vergiftet, ehe die schönste Zeit des „Jahres verstreicht, und Sie werden in unseren „Augen und vielleicht auch in unseren Herzen lesen, „daß Sie uns je eher, je lieber hoch willkommen „sind. Wenn Sie im Laufe der nächsten vierzehn „Tage erscheinen, so brauchen Sie uns nicht mehr „von Ihrer Ankunft zu benachrichtigen, Alles wird

„zu Ihrem Empfang vorbereitet sein; im Gegen„theil aber bitte ich mir eine baldige Zuschrift aus.
„In der Hoffnung, daß ich auch diesmal nicht „vergebens an Sie geschrieben habe, drücke ich „Ihnen schon im Voraus die Hand und nenne „mich wie bisher mit Hochachtung und Ergebenheit.

Ihren Diener

Schloß Dingelstein. Friedrich von Stahr.

Als unser Freund diesen Brief zu Ende gelesen hatte, gab er nicht, wie gewöhnlich, eine laute Bemerkung von sich. Im Innersten seines Wesens von der unerwarteten Herzlichkeit des unbekannten Schreibers ergriffen und erschüttert, sank er auf seinen Stuhl, beugte das Haupt auf seine Brust und ging innerlich mit sich und seinem Schöpfer über die neue wunderbare Fügung seines Schicksals zu Rathe. Wohl eine halbe Stunde mochte er so, stumm und ohne Bewegung, dagesessen haben, als er fühlte, daß er dem hoch aufwogenden Gefühle in seiner Brust Luft machen müsse. Er stand von seinem Stuhle auf, trat an das Fenster und hob die dunklen Augen, in denen, wie immer, ein freundlicher und doch wehmüthiger Strahl lebhaft glänzte, zu dem klaren Him-

meißelt empor, welches in seiner ganzen Morgenfrische und blendenden Schönheit über dem lautlos wogenden See sich majestätisch wölbte.

„Das ist ein abentheuerliches Ereigniß,“ sagte er endlich, „und beinahe sollte ich mich versucht glauben, anzunehmen, man wolle mit einem kühnen Griff meine Grundsätze auf eine etwas harte Probe stellen. Es ist wahr, man schmeichelt mir ungewöhnlich, man überhäuft mich mit Güte, man dringt mit einer beinahe gesuchten Ausdauer und einer höchst umsichtigen Ueberlegung in mich, aber das scheint mir nicht von einem bösen und eigensüchtigen Herzen auszugehen. Im Gegentheil, man glaubt, man ist überzeugt, mir etwas Gutes damit zu erweisen. Es mag sein, ja, ich glaube es wohl. Aber ach! meine schöne Ruhe soll ich verlassen? Mein friedliches Haus, meinen stillen See, meinen dunkel schattigen Wald? Nein, nein, wie Ihr mich auch bittet und locket, das werde ich nicht können, denn ich bin wie der Epheu mit tausend Wurzeln und Ranken an diese Eichen gebunden, alle meine guten, wahren und Gott ergebenen Gefühle hängen unzerreißbar an diesem Boden; er ist meine Heimat, meine Ruhestätte, mein einziges Paradies auf Erden. An einem anderen Orte kommen meine Lebenskeime nicht fort; da scheint meine Sonne nicht, da träufelt mein Regen nicht vom Himmel herab, da bin ich nichts, als Staub, als eine verfallene Ruine, während hier mein Schicksal in jedem Baume eingeschrieben steht. Hier

liegt meine Vergangenheit begraben, hier soll auch meine Zukunft eingescharrt werden, und — meine süße Gegenwart, die so theuer erkaufte, sollte ich die so ganz und gleich auf den ersten Wurf den Wünschen Anderer, Fremder opfern?

Es ist zu bedenken, Walther, es ist sehr zu bedenken! Sieh Dich vor, was Du thust! Du könntest in neue Schlingen gerathen, aus denen Du Dich nicht so leicht zu entwickeln vermöchtest! Was wollen diese Menschen eigentlich von mir? Ja, das weiß ich nicht. Nun, ich nehme also an, sie wollen mich nur sehen, mit mir sprechen, einige Worte von mir hören, ob sie auch so klingen, wie sie sich die Worte in meinen Büchern klingend denken, wenn ich sie selbst spräche — weiter nichts? Das wäre freilich wenig und lohnte der Mühe der Reise nicht — aber in der That, viel mehr wird es nicht sein. Nun, das könnte ich ihnen wohl für ihre Freundlichkeit zu Gefallen thun — wenn sie weiter nichts wollen! Ich bin ja bei ihnen durch nichts gebunden. Behagt es mir nicht, dann kehre ich spornstreichs zurück, verberge mich wieder in meiner Hütte und rufe aus: Dank Dir, Vater da oben, daß ich wieder da bin — hier, hier laß mich bleiben, hier laß mich leben, hier sterben — ich gehöre nirgends anders hin. Aber wie? Das habe ich bei ähnlicher Gelegenheit schon einmal gedacht, fällt mir zu guter Stunde ein. Damals wollte ich mich auch sogleich losreißen, wenn es mir nicht gefiele, und wie erging es mir da? O!

doch, das war etwas ganz Anderes. Damals band mich eine Pflicht, ein Versprechen, meine hülflose Lage — jetzt bindet mich nichts, jetzt bin ich frei, *jetzt bin ich* ein Mann geworden, der sich selbst helfen kann, der selbständig ist und einen eigenen Willen hat. Ja, den habe ich und den will ich gebrauchen. Gut — es soll diesen Augenblick nichts beschlossen werden, was nicht zurückgenommen werden könnte, ich habe Zeit; es giebt auch noch andere Herzen zu fragen, als das meine, ob sie mir gestatten, mich von ihnen zu entfernen; und wenn sie Ja sagen, nun, dann in Gottes Namen fort, wohin mich das Schicksal ruft — versuche das Ungewohnte, Walther, den Tand und die Eitelkeit der Welt, sei einmal ein Mensch, wie es so viele sind und schau Dir noch einmal das Leben an, wie es in der Nähe und im Glanze des hell gewordenen Tages aussieht. Bis jetzt hat es mir eben nicht gelächelt, vielleicht lächelt es mir von nun an. So soll es sein, so will ich handeln, es ist abgemacht!" —

Und er setzte sich nach diesem beschaulichen Selbstgespräch, als ob nichts in und um ihn vorgefallen wäre, an seine Arbeit und las und schrieb weiter, wie er alle Tage that. Mittags aber, als er zu arbeiten aufhörte und ins Freie herunterkam, erschien er der ihn scharf beobachtenden Frau Wolter auffallend still, und sie merkte sehr bald, daß nicht Alles an ihrem guten Herrn so beschaffen sei, wie es wohl eigentlich sollte. Er wechselte kein Wort mit ihr,

auch Nachmittags nicht, und endlich, als es gegen Abend ging, verließ er, augenscheinlich in tiefes Sinnen verloren, das Haus und sprach nicht einmal ein Wort zu dem guten Sultan, der wie gewöhnlich um seine Füße sprang und gänzlich unbeachtet ihm seine thierischen Liebkosungen zu Theil werden ließ.

Er schlug den Weg nach der Römerschanze ein und erreichte sie bald. Mit unterschlagenen Armen schritt er langsam und lange auf dem alten Walle umher und sprach mit Allem, was um ihn her athmete oder wenigstens lebte. Auch streckte er sich wieder an seiner Lieblingsstelle auf der Höhe der Schanze hin, von wo aus der schimmernde See am deutlichsten sichtbar vor ihm lag, und schaute mit sehnsüchtig liebendem Auge in die weite, rosig angehauchte Ferne.

So kam der Abend allmälig heran, den der Wanderer schon lange sehnlichst erwartet hatte. Es wollte ihm nicht schnell genug dunkel werden. Die Nacht, die nur zu oft so rasch kommt, schritt so langsam heran und doch sollte sie ihm gerade heute schneller als sonst ihre verhüllenden Schatten bringen. Endlich senkte sie ihre purpurnen Schleier tiefer auf die leiser athmende Erde, der glänzende Wasserspiegel hüllte sich in dunkleres Grau, bis er endlich schwarz und beinahe unsichtbar wurde; um die leise erbebenden Wipfel der alten Bäume legte sich der trübe nächtliche Mantel und es wurde still, hehr und feierlich in der ganzen Natur.

„Jetzt ist es Zeit,“ sagte der einsame Mann,

„jetzt bricht mein Morgen an; mein Hahn hat gekräht, der aufmerksame Weckerschlag meines Herzens sagt es mir. Wohlan denn, so wollen wir die Todten besuchen; sie erwarten uns, wie sie uns immer erwarten.“

Und er erhob sich und wanderte mit rascherem Schritte durch die schweigenden Säulengänge des duftenden Waldtempels und nach kaum einer Stunde rüstiger Bewegung hatte er sein liebes Dorf und den Kirchhof darin erreicht. Alles war still und friedlich rings um, wie immer zu dieser Zeit. Wohl hier und da hörte man aus einem Strohdache hervor das melodische Klingen, welches entsteht, wenn ein Schnitter, des kommenden Tages Pflicht schon im Voraus erfüllend, die Sense schleift; auch andere Stimmen aus der Natur und Menschenbrust waren noch nicht ganz verklungen, aber im Ganzen lag schon die Nacht, öde und fest wie ein bleiernes Gewicht, auf dem schlummernden All. Schon stand er an der Kirchhofsmauer, da blickte er sich noch einmal rings um. Aber kein Mensch stand, ging oder lauschte wohl gar in der Nähe. Lautlos schwang er sich hinauf, eben so sprang er hinab, und wieder war er der einzige Lebendige unter den ruhenden Todten.

Gleichsam von selbst, ohne einer Leitung zu bedürfen, schritt sein Fuß zwischen den kleinen Hügeln hindurch, denn der Kopf mit seinen Gedanken war dem Fuße schon längst vorausgeeilt, im Geiste saß er schon auf dem Grabe und sprach schon zu seinem

stillen Bewohner hinein. Endlich hatte er seine gewöhnliche Stelle eingenommen. Er beugte seinen Kopf hinab und sprach wie immer ein kurzes, herzliches Gebet. Dann theilte er seiner schlafenden Liebe das neue Verhältniß mit, in welches er wider seinen Willen gerathen war und schloß ihr sein ganzes Herz darüber auf.

„Ach, Anna," sagte er endlich, „befreie mich von dem schwankenden Irrsal, in dem ich mich befinde; sieh, ich weiß nicht, was ich will, was ich soll — nun gieb Du mir, wie sonst auch, den besten Rath. O Du theures Kleinod meines Lebens, komm und hilf mir! Sieh, man will mich von Dir reißen, — mit Gewalt, die sich diesmal in das Gewand der Güte kleidet — ich soll Deine schöne Nähe verlassen, in die unbekannte Ferne soll ich ziehen. Unbekannte Menschen werden mir entgegen treten und sie werden versuchen, zu meinem Herzen zu reden — soll ich, darf ich, kann ich das zugestehen? O, ich bitte Dich, sieh, wie flehentlich ich Dich anspreche, sage mir, was Du denkst und leite meine Schritte, denn Dir vertraue ich wie meinem Gott, und Du bist ja bei Gott. Nun frage Du ihn für mich."

Und nachdem er eine Weile schweigend, gleichsam auf eine Antwort harrend, gesessen, sagte er abermals: „O Anna, theures Kind, Du sprichst ja sonst zu mir durch irgend ein Gefühl, welches Du lebendig und kräftig, daß ich es begreifen und verstehen kann, in meiner Brust erweckst; sprich auch heute durch ir-

gend etwas zu mir, gieb mir ein Zeichen, welches Du willst, daß ich es auch heute begreife, und ich werde verstehen, was Du von mir begehrst."

Und als er dies gesagt und seine Hände fest auf den grünen Rasenhügel gestützt hatte, als wolle er sich noch inniger mit ihm verbinden, erhob er das Haupt und vielleicht zufällig fielen seine Augen, die von warmen, mehr fühl= als sichtbaren Zähren flimmerten, auf das im nächtlichen Dunkel ausgespannte Himmelszelt. Da hatte er einen Punkt gefunden, der ihn zu suchen schien und den er aus langer treuer Freundschaft genau kannte und innig liebte. Es war der leuchtende Hesperus, der dicht vor und über ihm stand. Klarer wie je funkelte er am dunkelen Nacht=himmel und es war, als stiege er immer tiefer und näher zu dem entfernten Freunde herab. Unverwand=ten Blickes hatte der auf dem Grabe sitzende Mann ihn angeschaut — die weinenden Augen des Menschen senkten sich tief in das flammende und gleichsam lä=chelnde Auge des Sternes Gottes — und was dieser Stern sprach oder zu sprechen schien, das Menschen=auge hatte es verstanden, denn er rief sogleich: „Ha! Du bist es, treuer Gefährte, Du siehst mich so trau=lich an, als hättest Du mir etwas zu sagen — Du lächelst — Du winkest — Du bejahest meine Frage. Ja, soll ich, darf ich? Ha! er sagt, ich soll, ich darf! Es ist gut, ich danke Dir, Gott, ich danke Dir, Stern, ich danke Dir, Anna, theure, liebe,

innig geliebte Anna, ich danke Dir von Herzen, denn ich habe Dein Zeichen verstanden — ich — gehe!"

Aber noch einmal, bevor er sich erhob, beugte er sich tief zu dem Grabe hinab. „Anna," sagte er, „ich weiß nicht, was mir auf meinem Wege begegnet. Bleib mir im Geiste zur Seite. Stärke mich mit Deiner liebenden Vorsicht, wie Du mich immer stärktest, da Du noch lebtest und seitdem Du hier unten ruhst. Wenn Du die Zeit gekommen meinst, daß ich zu Dir zurückkehre, so gieb mir abermals ein Zeichen, welches ich verstehe. Denn Dir glaube und gehorche ich immer. Laß mich von Dir träumen, wie ich so oft und so süß von Dir träume und rufe mich dadurch zurück — und wenn es mitten in der Nacht, mitten im Freudentaumel eines unbekannten Genusses wäre; ich werde gehorchen, ich komme zu Dir, um Dir Rechenschaft von meinem Thun abzulegen. Und nun, gute Nacht, Anna! Schlaf wohl!" — Und er küßte dreimal das von dem kühlen Nachtthau duftende Gras und drückte liebend seine Hände darauf. „Und auch Du, edler Pfarrer, schlaf wohl — ich gehe von Euch, morgen schon oder übermorgen — wann ich aber wiederkommen werde, ach! das wißt Ihr besser als ich, denn Ihr seid ja bei Gott — gute Nacht!"

Und er eilte raschen Schrittes und fest zu der kurz vorher kaum für möglich gehaltenen That entschlossen, wie er bei wichtigen Gelegenheiten immer rasch entschlossen war, nach Hause, ohne an diesem

Abende noch seiner Wirthin von der beabsichtigten Reise etwas mitzutheilen.

Wie verwundert daher, und fast wie erschrocken war die gute Frau Wolter, als am nächsten Morgen in aller Frühe Herr Brand zum Hause herauskam und zu einem eiligen Gange in die Stadt vollkommen gerüstet erschien.

„Wollen Sie denn nach der Stadt, Herr Brand?"

„Ja, Frau Wolter, ich muß sogar; denn morgen will ich noch weiter, wenn ich die mir nothwendigen Bedürfnisse an einem Tage beschaffen kann."

„Wie? Sie wollen noch weiter? Wie soll ich mir das erklären?"

„Ich will eine Reise antreten, beste Frau, verwundert Sie das so sehr?"

„Eine Reise?!" Und die Augen der Frau Wolter öffneten sich so weit, wie sie sich lange nicht geöffnet hatten. „Aber mein Gott, wohin wollen Sie denn reisen? Und wie kommt das so schnell, so urplötzlich zu Tage?"

„Meine liebe Frau, Ihr habt mir ja gestern selbst einen Brief gebracht — sehet Ihr — darin stand es. Familienverhältnisse erfordern meine Abwesenheit auf einige Wochen" —

„Auf einige Wochen? Ei, mein Himmel, das ist ja noch gar nicht dagewesen" —

Herr Brand lächelte, ließ sich aber durch die Verwunderung seiner Wirthin nicht stören, den Kahn loszuketten und sogleich hineinzusteigen.

„Soll ich Sie hinüberrudern, Herr?“

„Ich danke — zu Tische bin ich hoffentlich wieder hier — fort, Sultan — adieu, Frau Wolter!“

Und fort rauschte der Kahn, von dem kräftigen Arme des Ruderers schnell durch die Wellen getrieben, und noch lange blickte die Frau hinter ihm her, denn sie konnte nicht begreifen, wie ihr Herr, der fast niemals im Sommer sein stilles Haus verließ, sich so schnell zu einer wochenlangen Reise entschlossen habe.

„Diese dummen Briefe!“ brummte sie, als sie in das Haus zurückging — „was bringen sie doch Uebles! Ich dachte immer, sie brächten nur Gutes; nun aber haben wir die Bescheerung — er geht und wer weiß, wann und wie er wiederkommt!“

Aber noch mehr sollte sie staunen, als ihr geliebter Herr etwa um vier Uhr Nachmittags wieder über den See zurückgerudert kam und ihr ein großes Packet neuer Kleider und sonstiger Reisebedürfnisse übergab, um es nach seinem Zimmer zu tragen. Der Gang und die Fahrt hatte ihn warm gemacht und er wischte sich den Schweiß von der glühenden Stirn. Da drehte er sich herum und sah die Frau mit ihrem Packete auf dem Arm immer noch auf demselben Flecke stehen. Ihr Mund war weit geöffnet und die aufgerissenen Augen traten beinahe ganz aus ihren Höhlen hervor — so blickte sie ihren Herrn auf das Aeußerste

betroffen an und konnte keine Worte finden, ihr Erstaunen auszusprechen.

„Nun,“ rief Herr Brand lächelnd und sie vertraulich am Arme schüttelnd — „was starrt Ihr mich, so über alle Maaßen verwundert, ohne Unterlaß an? Was giebt es denn an mir zu sehen?“

„Ei du meine Güte, Herr Brand — wie sehen Sie aus! Wie haben Sie sich verändert! Sie sind ja um zehn Jahre jünger geworden!“

„Wie so denn?“

„Sie haben sich ja die schönen, vollen Lockenhaare abschneiden lassen“ —

„Wie? Hat man sie mir ganz abgeschnitten?“

„O — nicht ganz, aber doch sehr viel, und der lange krause Bart ist auch um ein paar Zolle kürzer geworden — und ach! wie wunderbar schön sieht das aus“ —

„Wirklich, meint Ihr?“ fragte Herr Brand und lächelte noch einmal. „Also kann ich mich dreist vor den Menschen sehen lassen?“

„Na, hören Sie — die werden schöne Augen machen, Sie sehen ja aus, wie der feinste Kavalier — Herr Brand, Herr Brand! was muß ich denken!“ und sie drohte schelmisch mit dem Finger.

„Was denn, was müßt Ihr denken?“

„Wissen Sie, wie Sie aussehen?“

„Ich horche schon lange darauf, aber ich höre immer noch nichts.“

„So will ich es Ihnen denn sagen — und ge-

rade heraus — Sie sehen aus, als ob Sie auf die Freite gehen wollten" —

„Auf die Freite? Haha!" Und er lachte, was bei ihm sehr selten geschah, laut auf, worin jedoch die erschrockene Frau durchaus nicht einstimmte. „Nein, beste Frau, auf die Freite gehe ich nicht und werde ich nie gehen, nie, sage ich, und Ihr könnt mir glauben — ich meine es ernstlich" —

„Und wenn Sie es mir zehnmal noch ernstlicher sagten, das glaube ich Ihnen nie."

„Nein!" rief er, feierlich betheuernd, „nie werde ich heirathen — Ihr wenigstens werdet es nicht erleben, Ihr irrt Euch sehr" —

„Wollen wir wetten, Herr Brand?"

„Worauf Ihr wollt — bei Gott, ich schwöre es, ich denke nicht daran, ich kann nicht daran denken — und weil ich mir das Haar und den Bart habe verschneiden lassen, glaubt Ihr das? O, wie thöricht seid Ihr! Ich gehe ganz einfach unter Menschen und da muß ich doch ihre Gewohnheiten und Sitten annehmen, während ich hier wie ein Wilder ungesehen und unbeachtet umherstreifen konnte. Das ist das Ganze — und nun wißt Ihr es." Und er schritt, und wie es schien, um das unwillkommene Gespräch kurz abzubrechen, rasch vor ihr in das Haus hinein.

„Er mag sagen, was er will," brummte die Frau, als sie ihm das Packet auf der Treppe nachtrug — „ja, er mag auch schwören, bei wem er will

— ich glaube es ihm dennoch nicht. Ein so hübscher Mann sollte nie an eine hübsche Frau denken? O, ich weiß, was ich weiß! Er geht ganz gewiß auf die Freite, denn einen solchen Aufputz habe ich an ihm noch nicht erlebt. Ach Gott, ach Gott! und dann verliere ich ihn am Ende. Das wäre das Schrecklichste, was mir jetzt begegnen könnte — er ist so gut und ich bin so sehr an den schönen Haushalt gewöhnt!" Und sie wischte sich mit einem Zipfel ihrer Schürze einen zitternden Tropfen aus dem Auge, der wider ihren Willen daraus hervorgequollen war.

Ihre egoistische Trauer aber sollte am nächsten Morgen noch größer werden, als Herr Brand, vollkommen zur Reise gerüstet, aus dem Hause trat, ihr freundlich die Hand bot und ein herzliches Lebewohl sagte. Sie hatte schon früher ihren Neffen Peter bestellen müssen, der den Koffer herunterholte, in den Kahn trug und diesen selbst bestieg, um, ebenfalls zu seinem nicht geringen Erstaunen, den abreisenden Herrn nach Neblitz zu fahren, wo er die Nauner Post benutzen wollte.

„Leben Sie wohl, Frau Wolter, behüten Sie unser Haus und Gott sei mit Ihnen — adieu."

„Ach Gott — adieu, Herr Brand. Gott segne Sie! Ich sehe Sie gewiß nicht wieder" —

„Dummes Zeug — wenn ich länger als vierzehn Tage bleibe, schreibe ich" —

„An mich? Einen Brief —?"

„Ganz gewiß — hier haben Sie meine Hand darauf!"

„Nun, dann will ich mich trösten — leben Sie wohl, leben Sie wohl!“

Und rasch sprang er in den Kahn, den Peter, um seine vollkommene Geschicklichkeit zu zeigen, mit allen Kräften pfeilschnell in die Mitte des Sees trieb.

Fort war er; Frau Wolter starrte ihm nach, bis ihr treues Auge ihn nicht mehr erreichen konnte.

Still war die Luft, lautlos das Wasser, feierlich schweigend der Wald — eine unnennbar tiefe Oede und Einsamkeit umschloß ringsum das kleine, abgelegene Haus und die traurige Bewohnerin desselben, die mit ihrem getreuen Sultan ihre wenigen Schätze darin nun allein behüten sollte. Frau Wolter weinte bitterlich, als sie ihr verlassenes Stübchen erreichte, und nicht eher faßte sie irgend eine Arbeit an, bis sie sich bis auf den Grund ihres Herzens ausgeweint hatte. Und warum weinte sie so sehr? Ach! so einsam wie jetzt, war es ihr noch niemals an ihrem stillen See vorgekommen, nachdem ihr lieber guter Herr auf eine so weite und lange Reise gegangen war.

Ende des zweiten Theils.

Druck der C. Schumann'schen Buchdruckerei in Schneeberg.

Galen, Philipp,

Walther Lund aus dem Leben eines Schriftstellers

Bd.: 2

Leipzig 1855